

2,50€

davon 1,25 € für
den/die Verkäufer/in

Bitte kaufen
Sie nur bei
AUGUSTIN-
KolporteurInnen,
die sichtbar
ihren Ausweis
tragen!

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

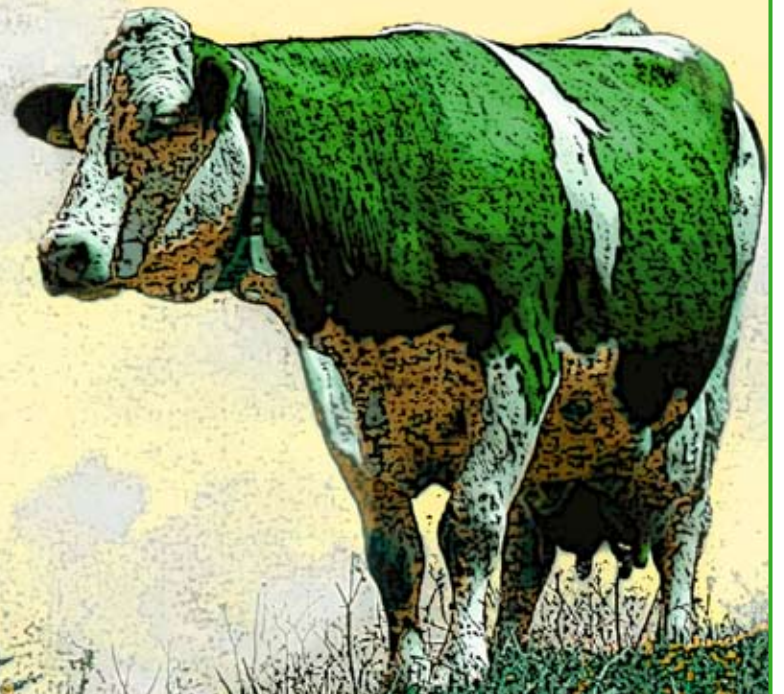
AUGUSTIN

www.augustin.or.at

NUMMER 289 12. 1. – 25. 1. 2011

Semmelknödeln, Kartoffelknödeln

Österreich isst Raiffeisen



● **Das Archaische
im Strafvollzug**

S. 12

● **Peter Kreisky,
der stille Rebell**

S. 8

● **Die Ürmeter
des Ösi-Punks**

S. 23

Österreich isst und ist ...

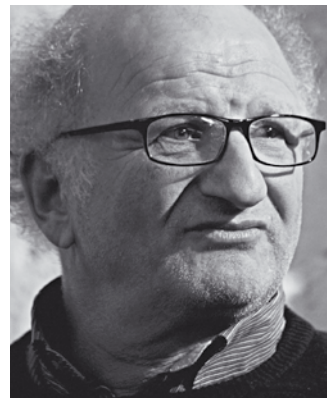
Fred I. ist langjähriger Zeitungsverkäufer beim Augustin. Er kommt aus Nigeria, wie die meisten seiner schwarzen KollegInnen. Ich erwähne die Hautfarbe an dieser Stelle nicht, weil sie noch irgendeine besondere Rolle spielte in der informellen Hierarchie der Augustin-KolporteurInnen. Offensichtlich spielt sie noch eine Rolle für die beamteten Bewahrer der sicheren Straßen in Wien.

Fred I. nahm am 11. Dezember in einem netten Lokal im Stuwerviertel an der Weihnachtsfeier der Augustin-VerkäuferInnen teil. Zwischen 22 und 23 Uhr wurde er beim Nachhauseweg am Praterstern von Polizisten angehalten. Laut Fred ging es den Sicherheitsbeamten um nichts anderes als um die Auskunft, was er denn um diese Zeit hier am Praterstern zu suchen hätte. Der Afrikaner erklärte, dass er gerade von der Augustin-Weihnachtsfeier gekommen sei, und zeigte als Beweis das Geschenk, das er vom Augustin erhalten hatte (jede/r VerkäuferIn bekam ein F13-T-Shirt).

Er wurde dennoch aufs Kommissariat mitgenommen, musste dort noch weitere Fragen beantworten und durfte erst nach einer Stunde wieder gehen. Fred hat uns nichts über die Art und Weise der Einvernahme oder Anhaltung berichtet, auch nicht von irgendeiner Strafverfügung, es ging ihm um die Tatsache, dass er ohne einen ersichtlichen Grund – als hätte er kein Recht, sich auf einem öffentlichen Platz um irgendeine Zeit aufzuhalten – angehalten und verhört wurde. So nahm für Fred diese Weihnachtsfeier ein unschönes Ende.

Polizeikontrollen scheinen in den Alltag spezieller Gruppen unserer VerkäuferInnen derart integriert zu sein, dass diese solche Gesten des Unwillkommenseins als gewöhnlichen Bestandteil der Wiener Ausprägung der «Festung Europa» sehen. Sie machen nicht viel Aufhebens davon: Sie sind Roma oder sie sind Afrikaner, also «natürliche» Objekte der Überwachung. Sie sind «Unsicherheitsfaktoren».

Einer der engagiertesten Kämpfer gegen das «Prinzip Festung» war **Peter Kreisky**. Er starb während seines Weihnachtsurlaubs auf Mallorca. Zwei Texte widmen sich diesem bescheidenen, «stillen Revolutionär» (**Seite 8 und 9**). «Prinzip Festung» meint auch: Für das Kapital gibt's keine Grenzen, diese sind nur für die Menschen gedacht. Raiffeisen fühlt sich dementsprechend wohl auf dieser Festung, zumal diese Gruppierung – in dem Maße, in dem sie sich die Medien einkauft – von der Kritik in Ruhe gelassen wird. Nur den Augustin kriegt sie nicht, weswegen wir unsere Raika-Watching-Serie munter fortsetzen können: **«Österreich isst Raiffeisen»** ist der Titel zu einem Beitrag über die Monopolstellung der Bankengruppe im Nahrungsmittelbereich (**Seite 6**). In «altlinker Tradition», so würde Kollege Hans Rauscher sagen, ließen wir auch die S-Reduktion in diesem Titel zu: **Österreich ist Raiffeisen**. In dem Sinn, dass Politik als Interessensvertretung der Wirtschaftselite verstanden wird. Und weil das wohl stimmen mag, sind die Gefängnisse dieses Landes nicht für die großen Wirtschaftskriminellen gedacht. Sondern als «totale Institutionen» des Ausschlusses: Sie produzieren durch Stigmatisierung eine Randschicht, die Randschicht bleibt. Ein erschütternder **Häftlingsbrief aus Stein** an der Donau zeigt, wie das konkret funktioniert (**Seite 12**).



Peter Kreisky, 1944–2010



R. S.

Vereinsmeierey

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzzeitung Augustin.
Vereinsstz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
updating: Angela Traußnig, Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Riki Parzer
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
Karl Berger, Gerda Kolb, Mario Lang (DW: 13), Evi Rohrmoser, Reinhold Schachner (reich, DW: 12), Robert Sommer (R. S., DW: 11), Angela Traußnig (DW: 10)
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
FOTOS: Eva Brenner, Mehmet Emir, Florian Müller, Wenzel Müller. ILLUSTRATIONEN: Anton Blitzstein, Thomas Kriebaum, Carla Müller, Richard Schubert, Magdalena Steiner. TEXTE: Eva Brenner, Roman Dietinger, Helmut Dobscha, Herbert Doleschel, Hubert Christian Ehalt, A. G. (Häftling in Stein), Iris Gerber, Klaus Gölz, Gottfried, Dagmar Haier (DH), Lutz Holzinger (LH), Kerstin Kellermann (kek), Rainer Krispel, Uwe Mauch, Florin Mittermayr (FM), Florian Müller, Wenzel Müller, Christa Neubauer, Christian Riedl, Erwin Riess, Martin Schenk, Alexander Schiessling, Richard Solder, Raoul Starke. LEKTORAT: Richard Schubert

StrawanzerIn:
Verantwortlich: Claudia Poppe
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
strawanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin
Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin
Verantwortlich: Christina Steinle
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Inserate (KEINE Kleinanzeigen! Für Gratis-Wortanzeigen siehe Hinweis auf Seite 20):
Gerda Kolb
Tel.: 0 699 19 42 15 92
inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

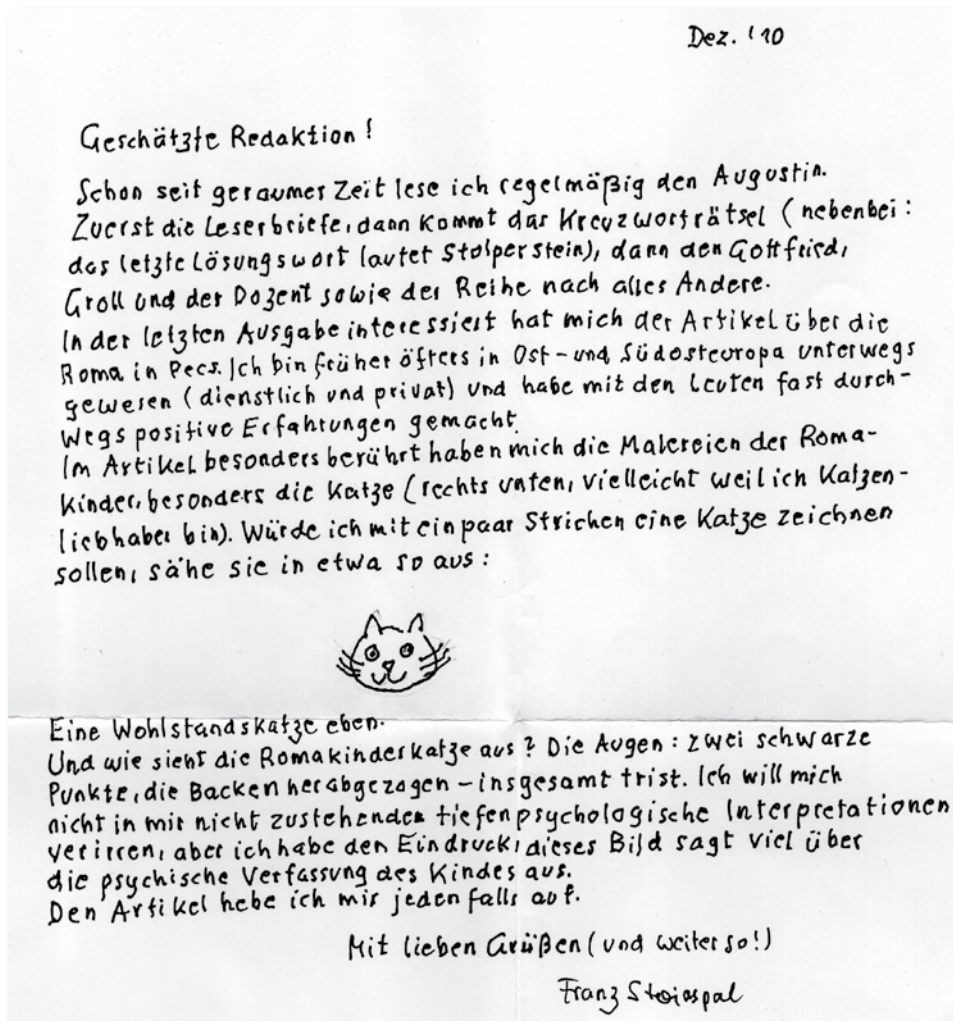
Verlagsort: Wien

Information:
AUGUSTIN erscheint jeden 2. Mittwoch
Auflage dieser Nummer: 32.000

Mitglied des International Network of Street Papers

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517
Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211



Zur Kommunikation mit KolporteurInnen

Ein Appell an alle Augustin-LeserInnen: Kinder zeigen uns vor, wie man mit jemandem redet, dessen Sprache man nicht versteht. Ausprobieren!! Die tägliche Augustin-oder-sonst-was-Verkäuferin vor dem Supermarkt

kann man ansprechen. Sie werden staunen, wie viel Sie erfahren können vom Leben in einer ganz anderen Welt. Ohne ein Wort Rumänisch zu sprechen. Mein Tipp: Für die nicht rumänischen MitarbeiterInnen in Patenter Sporschills «Concordia»-Projekt wurde ein Handbuch herausgegeben («Herzlich

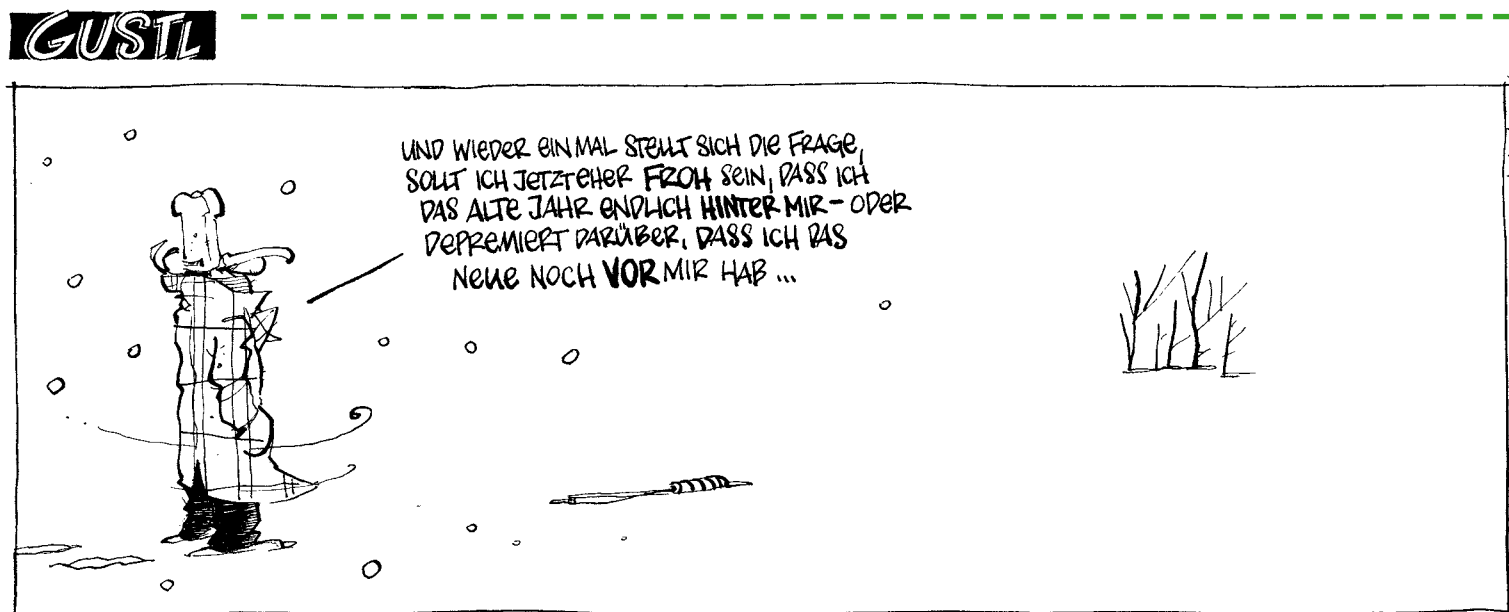
willkommen bei Concordia» – Manual intern pentru copii si educatorii care vor sa cunoasca putin limba germana). Darin sind neben ein wenig Grammatik und Ausspracheregeln die alltäglichen Phrasen und Sätze enthalten, eine Hilfe zur ersten Verständigung. Vielleicht könnte es der Augustin Interessenten zukommen lassen.

Wolfgang Radschiner,
E-Mail

Nicht jede Subvention wurde gestrichen

In dem gut geschriebenen Beitrag von Robert Sommer (Nr. 287) über die Subventionsstreichungen für die Jura-Soyfer-Gesellschaft (JSG) passt einiges sachlich nicht. So erschien die Soyfer-Ausgabe unter dem Titel «Gesamtwerk» 1980 im Gewerkschaftsverlag, der dieses Projekt sehr gefördert hat. Und das war dann der Ausgangspunkt für das Soyfer-Theater etc. Auch die Überschrift ist irreführend – dass die JSG keine Staatsgelder erhält. Richtig ist, dass das Wissenschaftsministerium nun die Gelder für die JSG gestrichen hat. Aber vom Staat werden wir dennoch Geld erhalten – vom BMUKK und der Stadt Wien. Und ich denke auch ausreichend.

Herbert Arlt,
E-Mail,
für die Jura-Soyfer-Gesellschaft



GEHT'S MICH WAS AN?

Ungleichbehandlung
im Gleichbehand-
lungsgesetz

Das Gleichbehandlungsgesetz verbietet seit 2004 Diskriminierungen aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit und des Geschlechts.

Heißt: Wenn die Tochter eines aus Ägypten stammenden Muslims keinen Kindergartenplatz bekommt, kann diese Form der Diskriminierung aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit rechtlich geahndet werden. Ein österreichischer Sikh hingegen, der wegen seines Turbans und somit seiner Religionszugehörigkeit vom Türsteher einer Disco abgewiesen wird, hat keine rechtliche Handhabe.

Umfassenden Diskriminierungsschutz, also aufgrund des Alters, der sexuellen Orientierung, der Religion und/oder der Weltanschauung, gibt es bislang überhaupt nur in der Arbeitswelt. Bei der Wohnungssuche beispielsweise hört der Diskriminierungsschutz schon wieder auf: Ein homosexuelle Paar muss hinnehmen, von VermieterInnen diskriminiert und belästigt zu werden. Rechtlich dagegen angehen kann das Paar nicht – die Rechtstage sieht keine Strafen für solche Vergehen vor.

Diese sogenannte «Hierarchisierung von Diskriminierungsgründen» im bestehenden Gleichbehandlungsgesetz wurde von ZARA – Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit und anderen NGOs immer wieder kritisiert. Im Oktober 2010 schien diese Kritik angekommen zu sein: Die geplante Novelle des Gleichbehandlungsgesetzes sah die Beseitigung der unterschiedlichen Schutzstandards für die einzelnen Diskriminierungsgründe vor. Jetzt soll diese, in der Regierungsvorlage vorgesehene, Angleichung des Diskriminierungsschutzes (das sogenannte «Levelling Up») in letzter Minute durch einen Änderungsantrag wieder verhindert werden!

Diese neuerliche Manifestierung von Ungleichbehandlung im Gleichbehandlungsgesetz ist vehement abzulehnen! Wo Diskriminierung aus rassistischen Motiven verboten ist, sollen solche aufgrund der sexuellen Orientierung auch nicht erlaubt sein! Die unterschiedlichen Schutzniveaus widersprechen der Unteilbarkeit der Menschenrechte. ZARA fordert gleichen Diskriminierungsschutz für alle und die Rettung der ursprünglichen Novelle zum Gleichbehandlungsgesetz!

Sollte das geplante einheitliche Schutzniveau für alle Diskriminierungsgründe nun tatsächlich wieder fallen, so ist an der Ernsthaftigkeit der Gleichstellungsbemühungen Österreichs auf jeden Fall zu zweifeln.

Marion Draxler, ZARA
www.zara.or.at

ZARA
ZIVILCOURAGE UND ANTI-RASSISMUS-ARBEIT

Eine faire Alternative zu «Western Union» wäre angebracht

Entwertung der «Gastarbeiter»-Ersparnisse

Raten Sie, wie viel Prozent von den Ersparnissen, die «Gastarbeiter» in Österreich in ihre Heimat, zu ihren Familien überweisen, sich das relevanteste der Geldtransfer-Services, nämlich die Bank «Western Union», unter den Nagel reißt. Die Transfergebühren verschlingen bis zu 20 Prozent des Ersparnen! «Western Union», die auch in Wien zahlreiche Filialen hat, erwirtschaftet ihre Milliardenprofite also auf dem Rücken des Subproletariats der Welt, der ArbeitsmigrantInnen.

Der Jänner ist wie kein anderer Monat geeignet, auf dieses lukrative Geschäft mit Migranten-Geldüberweisungen aufmerksam zu machen. Denn zu Jahresbeginn kratzen die ArbeitsmigrantInnen in

aller Regel das Geld zusammen, das sie im Lauf des Jahres zurückgelegt haben; im Fall «regulärer» Arbeitsverhältnisse geben sie auch ihr Weihnachtsgeld hinzu. Laut einem ORF-Bericht sind die Überweisungen in Summe höher als die Gelder, die insgesamt für Entwicklungshilfe ausgegeben werden. In diesem Bericht hieß es: «Schickt man etwa aus Österreich via Western Union 85 Euro, bleiben nach Bezahlung der Gebühr 67,5 Euro, davon werden aber auch noch die Konvertierungskosten von Währungen abgezogen. Die Spesen bleiben beim Geldüberbringer».

Von MigrantInnen selbst organisierter Geldtransfer in die Heimat ist oft auch nicht günstiger: Der Chauffeur des Linienbusses, der etwa von Wien nach Sarajevo fährt, nimmt zwar ein Nylonsackerl mit «Familiengeld» entgegen, um es dort den Verwandten des Geldsenders zu übergeben – aber gratis macht er diese informelle Dienstleistung natürlich nicht ...

R. S.



Foto: Mario Lang

ArbeitsmigrantInnen
warten auf eine faire Alternative
zur Monopol-Bank

eingSCHENKt

Vermögenssteuer auf Arme

In der Steiermark wird der Regress in der Sozialhilfe und in der Pflege wieder eingeführt. Das wirkt wie eine Vermögenssteuer auf Arme und die Mittelschichten. Während vermögensbezogene Steuern als Beitrag der obersten, reichsten 10 Prozent nicht eingeführt werden, ist es offenbar kein Problem, die mittleren und unteren Haushalte mittels Regress voll zu belasten.

In seiner Familie mit Pflegebedürftigkeit konfrontiert zu werden, kann jeder und jedem passieren. Trotzdem wird Pflege weitgehend als privates Risiko betrachtet, für das jeder selbst aufzukommen hat.

Nirgendwo im Sozialsystem gibt es so hohe Selbstbehalte, nirgendwo wird so rigoros auf das eigene Vermögen und das der Angehörigen gegriffen, wie im Pflegefall. Wird im Krankenhaus noch auf ihrem Niveau für uns gesorgt, sind wir – gelten wir als

«austherapiert» – auf uns allein gestellt oder werden im Alter zum Fall für die Sozialhilfe. Jetzt schon leben 60.000 Menschen mit Pflegebedarf in der Sozialhilfe. Würde dasselbe System bei Krankheit gelten, würde ein Beinbruch oder eine schwere Krankheit uns sofort zu SozialhilfeempfängerInnen machen. Der Systemfehler in der Pflegefinanzierung führt zur immensen Belastung mittlerer und unterer Einkommen; die vorhandene Pflegelücke in den mobilen und teilstationären Diensten zur automatischen Heimpflege. Wer Vermögen nicht besteuert, muss vom Mittelstand abwärts weiter die letzten Ersparnisse einkassieren. Und wer Pfleger nicht als großes Lebensrisiko sieht, muss Betroffene im Risikofall zu SozialhilfeklientInnen machen.

Auch in der Sozialhilfe war die Aufhebung des Regresses ein sozialpolitischer Fortschritt, da er keine

Dr. Ehalts Praxis für
nützliche TheorieNützliche Theorie
für 2011

Der Egoismus ist als persönliche Handlungsanleitung nicht sympathisch, aber wohl nicht gänzlich vermeidbar. Als einzelner Mensch ist man ständig in einem sehr persönlichen Spannungsfeld, zwischen den eigenen und den Interessen der anderen zu vermitteln. Diese Gratwanderung ist jedenfalls Privatsache; die Erfahrung ist jedoch, dass die Wahrnehmung und das Eingehen auf die Interessen der anderen im Alltag – jedenfalls dergestalt, dass man sich argumentativ mit diesen auseinandersetzt – ein Klima des Respekts schaffen.

Für Respekt und Fairness gibt es wenig Platz und Entfaltungschancen in der gegenwärtigen Gesellschaft. Die ständig präsente Grundphilosophie der Welt ist, dass sich die Besten und Stärksten derer, die die Welt als profitorientiertes Unternehmen führen und gestalten wollen, durchsetzen sollen.

Das gegenwärtige neoliberale Wirtschaftssystem bezieht sich mit fundamentaler Ausschließlichkeit auf die Vorteile und Gewinne der Shareholder. Die radikale Durchsetzung dieses Anspruchs bewirkt, dass auch Unternehmungen, die durchaus ihren Platz in der Realwirtschaft hätten, zerstört werden. Die eigentlich Geschädigten sind die Volkswirtschaften und die Globalwirtschaft, weil das Management den Auftrag hat, alle Kosten – Ausbildung, Umweltauflagen, Sozialleistungen für ArbeitnehmerInnen – zu externalisieren. Schamlos werden die Gewinne privatisiert und die Kosten kommunalisiert. Die Arbeitenden dieser Welt, aus deren Steuerzahlungen Schulen, Universitäten, Krankenhäuser, Sozialleistungen und Umweltreparaturmaßnahmen finanziert werden, sind ungefragt dazu verpflichtet, mit ihren Beitragsleistungen jenes System zu erhalten, dass eine nachhaltige demokratische und solidarische Entwicklung der Welt verhindert.

In den letzten Jahren wurde täglich klarer, dass ein Gesellschafts- und Wirtschaftsmodell, in dem alles Handeln ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der «Markttauglichkeit» beurteilt und entwickelt wird, keine Möglichkeit bietet, Qualitäten wie soziale Gerechtigkeit, Solidarität und nachhaltiges Wirtschaften zu entwickeln. Nützliche Theorie erkundet, argumentiert und begründet, warum nützliche Praxis – soziale Symmetrie, alternative Gesellschaftswege jenseits des Wachstumsparadigmas und eine kritische Öffentlichkeit als Gegenpol zur medialisierten Politik – notwendig und möglich ist.

Hubert Christian Ehalt

Obdachlose organisieren sich in Siedlungen

Blaue Zelte in den Parks

«Auch diese Gesellschaft nimmt das hin, dass viele aus der Gesellschaft herausgefallen sind und keine Arbeit haben», schreibt der Schriftsteller Leopold Federmair, der in Japan lebt. Der Klavierspieler im Café Central übertönt seine Worte mit romantischen Weisen. «Die Obdachlosen in Japan sind sehr ordentlich und immer bemüht, eine gewisse Selbstachtung zu bewahren.» In den öffentlichen Parks stehen kleine Siedlungen mit blauen Zelten, die man auch auf Baustellen verwendet, in denen die Obdachlosen leben. Das wird vom Staat aus toleriert. «Sie organisieren sich in diesen Siedlungen. Man sieht Besen und Fahrräder vor den Zelten stehen, sie lesen die Zeitung. Wenn man zu Besuch kommt, muss man die Schuhe vor dem Zeltingang ausziehen und kriegt erstmal einen Tee gekocht.»

Federmair lebt in Hiroshima. «Bei uns schaut die Figur des Obdachlosen anders aus, es gibt keine Romantik des Outsiders. Die meisten sind zerstört, als Person zerstört in dieser Arbeits- und Leistungsgesellschaft. Für einen Ausländer ist es nicht möglich, mit einem befreundet zu sein. In Osaka gibt es eine Obdachlosenzeitung.» Federmair, der auch lange in Argentinien lebte und auf Tango steht, sieht Unterschiede zwischen Buenos Aires und Hiroshima. «In Japan sah ich einmal eine Ausspeisung, bei der 200 Obdachlose ordentlich und ruhig in einer Schlange warteten, in Argentinien gibt es da Schlägereien, alle drängen sich vor, Frauen und Schwache haben



Ein österreichischer Autor über eine Kultur, in der Obdachlose ein ungewohntes Niveau der Selbstorganisation erreicht haben

Probleme, eine Mahlzeit zu erhalten. Starke holen sich zwei- oder dreimal was.»

In Japan gibt es nur rumänische Immigranten, der Seegang ist enorm und Flüchtlinge kommen nicht auf die Idee, die Insel erreichen zu wollen. Sein neues Buch «Erinnerung an das, was wir nicht waren» handelt von zwei tollen Frauen, (eh klar – einer Japanerin und einer Argentinierin): «Differenz finde ich spannender als das Gemeinsame und beim Schreiben, dem Ineinanderschieben von Erinnerung, versuche ich, gleichzeitig ekstatisch und kontrolliert zu sein.» Federmair verließ Österreich, nachdem er von seinem Balkon aus beobachtete, wie ein «großer, patscherter Wiener» auf einem Spielplatz ein türkisches Mädchen ins Gesicht schlug.

kek

und häufig willkürliche Vollzugspraktiken. Dieselben Fragen stellen sich in den neun unterschiedlichen Jugendwohlfahrtsgesetzen oder den neunmal unterschiedlichen Kosten für dieselbe Pflegedienstleistung. Für ein und dieselbe Leistung zahlt man um bis zu 42 Prozent mehr, nur weil man im falschen Bundesland lebt.

Kleinere und mittlere Einkommen dürfen all ihre Ersparnisse für das Altenheim ausgeben, während die großen Vermögen entsteuert werden und sich gleichzeitig mit ihren Ressourcen die bessere Pflege wählen können. Pflegebedürftigkeit ist neben Krankheit und Arbeitslosigkeit zum großen Lebensrisiko geworden, das allerdings in Österreich nicht über solidarische Sicherungssysteme abgesichert ist. Der Regress ist darauf die falsche Antwort.

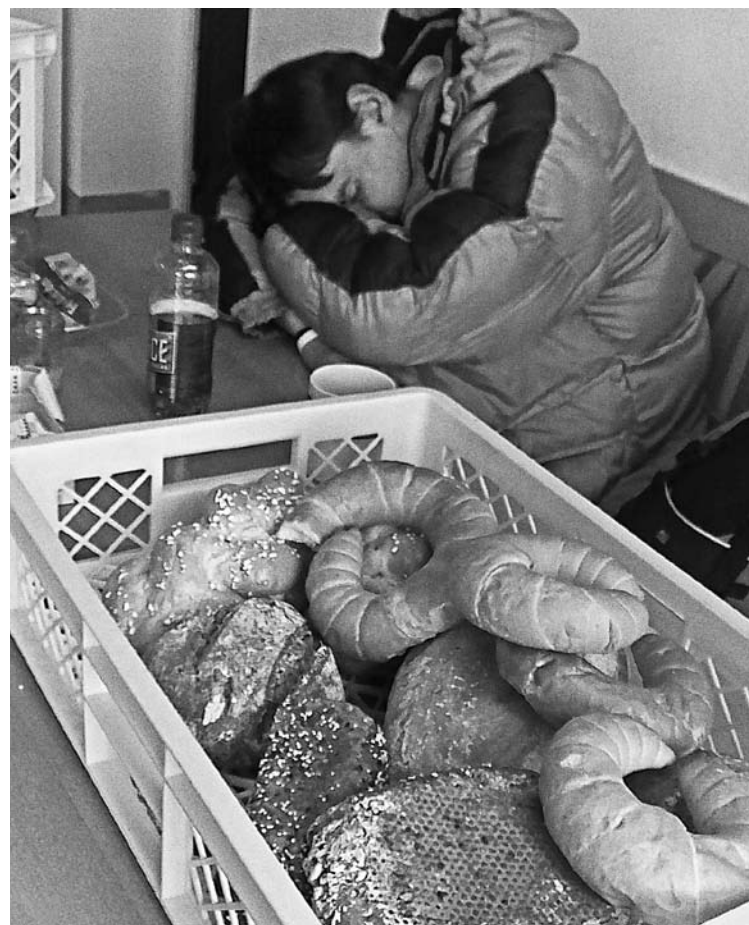
Martin Schenk

Konrad macht den Zucker – Aspekte der Raiffeisendominanz (Teil 6) Österreich isst Raiffeisen

Wenn an dem Kalauer etwas dran ist, dass der Mensch ist, was er isst, dann erscheint in jedem Österreicher, in jeder Österreicherin Raiffeisen. Niemand kommt in diesem Land bei der Nahrungsaufnahme um Produkte aus dem Reich des Giebelkreuzes herum. Zu allgegenwärtig ist die Präsenz der Genossenschaft und ihrer Tochterunternehmen in der agrarischen Produktion, im Großhandel und der industriellen Verarbeitung von Nahrungsmitteln, als dass man überleben könnte, ohne an sie anzustreifen.

Zwar lebt der Mensch nicht von Brot allein; aber es hat weiterhin einen zentralen Stellenwert in der Ernährung der meisten Individuen. In der unmittelbaren Versorgung mit Brot und Gebäck durch Bäckereigewerbe und Industrie spielt Raiffeisen, vom einschlägigen Umsatz in den Endverbrauchermärkten der Lagerhauskette abgesehen, keine Rolle. Dafür hat der Konzern nahezu ein Monopol beim Aufkauf der Getreideernten und ihrer Verarbeitung in den Mühlen des Landes. Auf seiner Homepage trumpft der Raiffeisenverband damit auf, dass die Raiffeisen-Lagerhausgruppe für die «Übernahme und Verwertung von zwei Drittel der Getreideernte und anderer Feldfrüchte» sorgt.

Was unter Übernahme zu verstehen ist, liegt auf der Hand: Es geht um den Ankauf der Ernte von möglichst viel Körndlbauern. Sie verfügen im Gegensatz zu den Milchbauern, bei denen zahlenmäßig nach wie vor Kleinbetriebe mit ihrer Sorge um den fallenden Erzeugerpreis dominieren, in der Regel über größere Betriebe und ausreichend Stehkraft, um sich nicht mit Haut und Haar der Genossenschaft auszuliefern, die sich der «Übernahme von 95 Prozent der in Österreich angelieferten Milch» rühmt.



Auch Augustin isst Raiffeisen: Mehlspeisenlieferung der Wiener Tafel am Kolporteursstammtisch im Vertriebsbüro

Damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen und die Körndlbauern nicht zu viel fremdgehen, hat Raiffeisen jedoch darauf geachtet, möglichst viele Mühlen zu beherrschen, die das Getreide zu brauchbaren Rohstoff (diverse Mehlsorten, Gries usw.) für Nahrungsmittelgewerbe und -Industrie verarbeiten. Die Mühleninteressen von Raiffeisen sind weitgehend in der Leipnik Lundenburger Beteiligungs AG gebündelt, an der allein die Raiffeisen-Holding Niederösterreich-Wien eine Beteiligung von 56,8 Prozent hält.

Auf der schlecht gepflegten Homepage, in der auf eine angealterte Bilanz Bezug genommen wird, reiht der Konzern sich im Mühlenbereich unter die «Top Five der Welt» und bezeichnet sich als Marktführer in

Europa. Zur heimischen Präsenz heißt es wörtlich: «In Österreich betreibt die LLI Euromills mit der «Ersten Wiener Walzmühle» in Schwetchat die größte Mühle des Landes. Sie verfügt über eine tägliche Verarbeitungskapazität von 450 Tonnen Weizen, 110 Tonnen Roggen und 130 Tonnen Hartweizen (Durum). Die seit 1771 bestehende Farinamühle in Graz wurde von der LLI im Jahr 2000 übernommen. Die von der ebenfalls im Jahr 2000 akquirierten Tochtergesellschaft Schmidmühle Betriebs GmbH (nunmehr Rannersdorfer Bio Mühlen GmbH) geführte Bio-Mühle Rannersdorf hat sich bereits vor mehr als 25 Jahren auf die Verarbeitung von Biogetreide spezialisiert. Im Rahmen eines 50/50-Joint Ventures mit der Tiroler

Rauch-Mühle wird die «Fritsch & Rauch Mühle» in Salzburg bedient. In Summe wird mit den genannten Produktionsstandorten ein Marktanteil von rund 26 Prozent erreicht und damit die führende Stellung in Österreich eingenommen.»

Nur mehr ein Zuckerbaron

Führende Stellung ist gut; totale Marktbeherrschung ist besser! – Auch damit kann die LLI dienen. Und zwar über eine Minderheitsbeteiligung an der Agrana, die über diverse Töchter zu 100 Prozent in Raiffeisen-Hand ist und (neben der Produktion von Stärk- und Fruchtsaftkonzentrat) die gesamte Zuckerindustrie beherrscht. In den 70er und 80er Jahre wurden die Industriellen der Branche in der KPÖ-Tageszeitung «Volksstimme» wegen ihrer feudalen Macht und den offenkundigen Absprachen bei Preiserhöhungen als Zuckerbarone bezeichnet.

Unterdessen existiert mit Generalanwalt Christian Konrad nur mehr ein Exemplar dieser Spezies: Die gesamte Erzeugung von Zucker in Österreich wurde in der Hand von Agrana konzentriert und die Zahl der Produktionsstätten von sieben auf zwei reduziert. Abgesehen von den Kontrakten mit den Rübenbauern hält die Agrana von der Zucht der Zuckerrübensamen bis zur Portionsverpackung von Zucker alles in einer Hand, was mit diesem Geschäftsfeld zusammenhängt.

Bei der europäischen Zuckerindustrie handelt es sich um eine Anormalität, weil Zucker in anderen Regionen aus Zuckerrohr statt aus Zuckerrüben wesentlich ökonomischer erzeugt wird. Die Interessen dieser Industrie an der Aufrechterhaltung des vor Importen weitgehend geschützten europäischen Zuckermarkts bewirkt deren enge Zusammenarbeit in den EU-Staaten mit Zuckerrübenanbau. In dem Sinn ist Konrad nicht nur Aufsichtsratsvorsitzender der Agrana, sondern sitzt auch im Aufsichtsgremium der

EINE SERIE VON LUTZ HOLZINGER & CLEMENS STAUDINGER



Aktuelle F13-T-Shirts gingen durch die Presse von GuterStoff.com Wer kein Leiberl reißen darf

Ein fabriksneues T-Shirt ohne vorherigen Waschgang anzuziehen grenzt im Normalfall an Selbstverletzung. Chemiefreie Bio-Leiberl sind zwar nicht gesundheitsschädlich, aber meist langweilig. Aus gutem Stoff sind Tom Kaisersbergers coole Shirts.

Die Adresse in der Leopoldstadt ist einfach zu finden und mit Öffis und Rad gut erreichbar. Die Ladenfront selbst besticht durch, vorsichtig ausgedrückt, Vintage-Charme. Die drinnen präsentierten Leiberl, Sweater und Taschen sind das krasse Gegenteil: alle möglichen und unmöglichen Farben und Größen, modische Schnittführung, vielfältige Motive. Bio-Freaks werden es kaum fassen können: Klimaneutral hergestellte (!) fair gehandelte (!) Anziehsachen aus Bio-Baumwolle (!) in coolen (!) Farben lagernd (!) zum Selber-Dekorieren (oder auch nicht). GuterStoff.com bietet das völlig neue Shopping-Erlebnis für gelernte Müslis. Und alle anderen, denen nachhaltig produzierte Kleidung ein Anliegen ist.

Als Tom Kaisersberger in jungen Jahren dem Münchner Elternhaus entflohen, erlebte er so manches. In Wien, wo er schließlich gelandet ist und mittlerweile seit über zwanzig Jahren lebt, anfangs auch

Guter Stoff für alle!

Fair gehandelte T-Shirts aus Bio-Baumwolle, sagt Tom Kaisersberger, sollen sich alle leisten können. Die höheren Kosten im Bio-Bereich können da im Weg stehen. Deshalb plant er Aktionstage für SozialpassionhaberInnen, die für seine T-Shirts einen niedrigeren Preis zahlen.

Vermutlich ab Februar 2011 wird es einmal monatlich einen solchen Aktionstag geben.

Näheres wird zeitgerecht auf der Website www.guterstoff.com bekanntgegeben werden. Nachschauen lohnt sich!

LH

deutschen Südzucker und der französischen Saint Louis Sucre.

Abgesehen von der Milchverwertung, die in einer eigenen Folge behandelt wird, existiert ein breites Netz von Unternehmensbeteiligungen, das die Raiffeisen-Kernbereiche – speziell Landesbanken und Zentralbank – im Nahrungsmittelbereich aufgebaut haben. Hans Weiss schreibt im «Schwarzbuch Landwirtschaft», dass die einzelnen Landesbanken «weltweit an mehr als tausend» oder in manchen Fällen «an rund tausend Firmen» beteiligt sind. Das Eigentum der Giebelkreuzler beschränkt sich nicht bloß auf Renommierprojekte wie das Looshaus am Michaelerplatz oder eine knapp über 40-prozentige Beteiligung am Baukonzern Strabag, der wie Raiffeisen im europäischen Osten besonders aktiv ist.

Vom Gulasch bis zum Fisch

Hand aufs Herz! – Hätten sie gedacht, dass Raiffeisen bei Do & Co, dem Demel-Betreiber und Formel-1-Carterer, bei Inzersdorfer, bei Kellys und den Salinen das Sagen hat? Der Arm des Konzerns reicht überdies in sämtliche Ebenen der Gastronomie: Mit Cerny als Fischlieferant, Gourmet Cartiering Service für die Betriebskantinen, Kantera als Anbieter von Kärntner Rohrwurst-, Speck- und Nudelspezialitäten, Landhof als bedeutender Wurst- und Schinkenhersteller, Loidl als Salami- und Rohwurstspezialist ... Gebündelt sind diese Aktivitäten in der Vivatis Holding, die sich «als führenden Hersteller von Nahrungsmitteln in Mitteleuropa» betrachtet. Gleichgültig in welchem Bereich – Österreich ist Raiffeisen längst zu klein geworden. Der Konzern agiert jenseits der Grenzen und ist in der Expansion der Europäischen Union regelmäßig um eine Nasenlänge voraus.

Ausbeutung am Arbeitsplatz. Seit damals hängt er dem Gedanken an, dass jedeR, der oder die an einem Produkt arbeitet, auch vernünftig leben kann. Folglich ist ihm auch das bedingungslose Grundeinkommen ein großes Anliegen. «Soziale Stabilität kann dafür sorgen», so Kaisersberger, «die Menschen nicht den HCs dieser Welt nicht in die Arme zu treiben.» Figuren wie St.Rache reißen nur dann ein Leiberl (wienerisch für GuterStoff.com- und andere T-Shirts), wenn der Riss zwischen Arm und Reich tiefer wird.

Zugegeben: Anfangs lag Kaisersbergers Priorität nicht darauf, fair gehandelte Leiberl an Mann und Frau zu bringen. Bei seinen Recherchen und Preisvergleichen wurde ihm jedoch schnell klar, «dass da etwas nicht stimmen kann». Konventionelle Produktion kam in der Folge nicht mehr in Frage. Die von ihm verwendeten «Rohlinge», also gefärbte, unbedruckte T-Shirts, werden in Indien hergestellt und entsprechen den Kriterien der Fair Wear Foundation. Die ist, das nur nebenbei, unabhängiger und strenger als die bekanntere Fair-Trade-Organisation, die eine eigene Vertriebsorganisation laufen hat.

Zurück zum Produkt: Eigentlich geht es bei GuterStoff.com darum, dass KundInnen ihre Shirts individuell gestalten können. Das Schöne dran: Auch Einzelstücke sind zu einem vernünftigen Preis möglich. Der und die Kreative können also gute Ideen haben («Querstreifen machen dick – aber wer isst schon Querstreifen?»), ohne gleich die halbe Verwandtschaft mit ausstatten zu müssen. Einige gelungene Beispiele finden sich im Shop und auf der Website. Die aktuelle F13-Kollektion ging übrigens ebenfalls durch Kaisersbergers Presse.

KundInnen bei GuterStoff.com sind Frauen und Männer gleichermaßen, die meisten wollen selbst gestalterisch wirken. Wobei es Männern eher um technische Kniffligkeiten geht und Frauen ein



Tom Kaisersberger

bisschen verspielter sind. Für markenrechtlich geschützte Motive müssen die Verwertungsrechte beim Kunden, bei der Kundin liegen. Wer meint, dass seinen Ideen ein T-Shirt nicht genug Platz bietet, dem produziert Kaisersberger das gewünschte Motiv auch als Wanddekoration zum Aufkleben.

Wanddekoration in einem ganz anderen Sinn bietet das kleinere der beiden Auslagenfenster von GuterStoff.com in der Glockengasse. Tom Kaisersberger führt es als «KunstStoffFenster», als kleine Galerie unter dem Motto *make love not art*. Jeden Monat wird ein anderer Künstler, eine andere Künstlerin präsentiert. Im Jänner ist es die Filzdesignerin Kerstin Bennier. Den April hält der Ladenhüter (Eigendefinition) für seine eigenen Werke frei. Er will während des Q202, dem fast schon traditionellen Atelierrundgang im 2. und 20. Bezirk, mit seinem «Herzzyklus» präsent sein. Der erste Teil, Kaisersbergers erste vier Lebensjahrzehnte spiegelnd, zeigt steigende Komplexität – «das Leben wird immer komplizierter». Der zweite Teil, Zukunftsblick, bringt mehr und mehr Klarheit. «Ich möchte reinen Herzens aus dem Leben gehen.»

Mit seinem Projekt GuterStoff.com ist er auf einem guten Weg.

Christa Neubauer

I N F O

GuterStoff.com
Glockengasse 8 A, 1020 Wien
Öffnungszeiten: Di.–Fr., 14–19, Do. bis 20 Uhr
und nach Vereinbarung: 0 699 13 38 43 57
www.guterstoff.com

Untauglich zum Opportunismus: In memoriam Peter Kreisky (1) Der stille Revolutionär

Im November, ein paar Wochen vor seinem Tod, räckelte sich Peter Kreisky gemeinsam mit seiner künstlerischen Partnerin Eva Brenner in den Gäste-Fauteuils der Augustin-Redaktion. Es war Peters erster und letzter Besuch beim Augustin, den er wegen seiner politischen Autonomie und seiner trotz subversiven Anspruchs bewahrten Bodenhaftigkeit schätzte.

Mit der Theatermacherin Brenner hatte er in den Tagen zuvor über Möglichkeiten einer Vernetzung der Kulturprojekte gesellschaftskritischen Zuschnitts angesichts drohender Subventionskürzungen getüftelt. Auch für das eigensinnige Theaterstudio Eva Brenners, die «Fleischerei» im 7. Bezirk, standen die Vorzeichen schlecht. Das Gespräch in der Augustin-Redaktion streifte das Thema jener österreichischen personellen «Lücke», die die Akzeptanz einer Linken links von SP und Grünen so schwer macht: eine ausreichend prominente und integrative Persönlichkeit, der «politikverdrossene» WählerInnen Vertrauen schenken könnten, ist nicht in Sicht. Peter Kreisky wird, genauso wie sein Gesprächspartner von der Augustin-Redaktion, der Idee eines Stopps rechtspopulistischer Wahlerfolge durch die humanistische Gegenkandidatur einer «charismatischen» integrativen Persönlichkeit der Linken nicht nur Positives abgewonnen haben; zu sehr war ihm das Star-Prinzip zuwider.

Denn Peter war Anti-Star schlechthin. Seinen familiären Background missbrauchte er nie für persönliche Erleichterungen jeder Art (vielleicht mit einer fatalen Ausnahme: Hätte er nicht von seinem Vater Bruno Kreisky die Villa in Costa d'en Blanes auf Mallorca geerbt, wäre er möglicherweise noch unter den Lebenden). Der Gastgeber vom Augustin und die Theatermacherin dachten laut über potenzielle «Galionsfiguren» für eine relevante Wiedergeburt der Linken nach; klar, dass die Rede gleich auf Ute Bock kam: «Bock for President!» Aber wenn die andere Sorgen hat, als das Parlament zu erobern? Könnte nicht auch Peter Kreisky, Träger eines vom Neoliberalismus noch nicht besudelten Politikernamens, zur Integrationsfigur einer undogmatischen Linken werden? Der erste, der sein Veto gegen dieses Ansinnen einlegen würde: des Bundeskanzlers Sohn.

Peter Kreisky wurde am 8. Mai 1944 im schwedischen Exil geboren, wohin sein Vater Bruno vor den Nazis flüchten musste. 1946 kehrte er mit seiner Familie nach Österreich zurück. 1959 trat Peter dem Verband Sozialistischer Mittelschüler bei und

trifftete mit ihm links von der Mutterpartei weg. So weit weg, dass der VSM schließlich 1973 von der SPÖ unter Bruno Kreisky wegen seiner linksradikalen Tendenz ausgeschlossen wurde. 1965 wurde Peter Kreisky Obmann des Verbands Sozialistischer Studenten (VSSTÖ); als solcher repräsentierte er die so genannte 68er-Bewegung in Wien. Ab 1973 arbeitete er in der Wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der Arbeiterkammer.

Salzburg, 1972: eine Legende und eine Anekdote

Zum besseren Verständnis des Vater-Sohn-Verhältnisses diene eine Anekdote aus Peter Kreiskys «Amis raus aus Vietnam»-Engagement. 1972 beteiligte sich der Bundeskanzlersohn am Salzburger Flughafen an der legendärsten Post-68-Demo Österreichs. Tausende rannten gegen den Empfang des US-Präsidenten Richard Nixon durch Bruno Kreisky aufs Flugfeld. Als sich Nixon bei Kreisky im Smalltalk nach dessen Familie erkundigte, antwortete der Kanzler trocken, es gehe seiner Familie sehr gut; da drüben sei sein Sohn, der gerade gegen den Vietnamkrieg demonstrierte. Der US-Präsident darauf: «That's all right. It isn't my war.»

Als einer der Aktivisten trat Peter gegen das von seinem Vater initiierte Kernkraftwerk in Zwentendorf ein; sein öffentliches Engagement gegen die von der Gemeinde Wien geplante Verbauung der Steinhofgründe brachte ihm die Feindschaft der Wiener SPÖ-Spitze ein. Dennoch blieb Peter Kreisky zeitlebens Mitglied der SPÖ, deren linken Flügel er vertrat. Zuletzt wirkte Peter an den

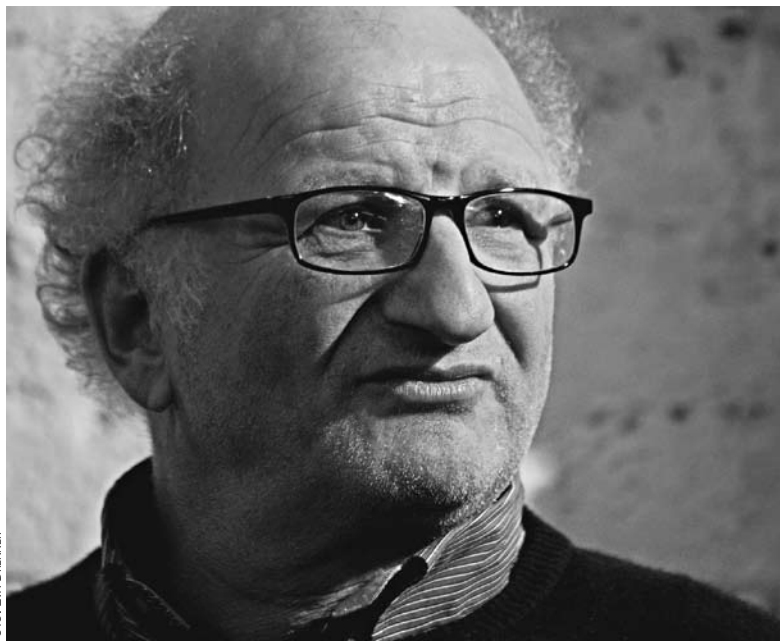
Vorbereitungen der im kommenden Jahr stattfindenden Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag seines Vaters mit.

«Er war einer, dem es schon aufgrund seines Namens und seiner außergewöhnlichen Intelligenz leicht gefallen wäre, das Hochplateau einer politischen Karriere zu erklimmen. Doch er zog es vor, als scharfer Analytiker und engagierter Aktivist seinem politischen Gewissen treu zu bleiben. Auf seinen oft verschlungenen Wegen versuchte er anderen Aufmüpfigen unterschiedlichster Denkungsart die geistigen Wurzeln jener europäischen SozialdemokratInnen näherzubringen, die sich nicht davor scheuen, SozialistInnen genannt zu werden. In diesem Sinne war er ein echter Radikaler und ein wahrer Freund aller, die wir – allen Opportunismen zum Trotz – davon überzeugt sind, dass sich das Blatt der Geschichte bald wieder nach links wenden wird.» So wurde Peter von seinem Freund, dem Wiener Publizisten Peter Gabriel, gewürdigt.

Mainstreamjournalisten, die Peter Kreisky zum Interview baten, wollten in der Regel nichts von seinen Positionen zur Wirtschaftskrise und zu den Chancen einer kapitalismusüberwindenden zivilen Bewegung wissen, sondern interessierten sich oft ausschließlich für sein Verhältnis zum Kanzler und Vater. Das muss dem Befragten schon ziemlich auf die Nerven gegangen sein, aber immer antwortete er geduldig.

Bruno Kreiskys Villa nutzte Peter traditionell für einen kurzen Weihnachtsurlaub. Rettungskräfte fanden Peter Kreiskys Leichnam am 27. Dezember in den Wäldern von Na Burguesa zwischen Palma und Calvià. Sein Herz hatte versagt. In den Bergen südwestlich von Palma herrschten in der Nacht, bevor man den Toten fand, Minustemperaturen.

R. S.



Dass es leicht erkennbar war, wessen Sohn er ist, machte sein Leber nicht bequemer: Peter Kreisky

Die «Fleischerei» würdigt ihren Obmann: In memoriam Peter Kreisky (2) Guter Rat in finsternen Zeiten

«Ich empfinde es als eine riesige Tragödie, Peter Kreisky nicht mehr in der Welt wissen zu können.» Aus einem E-Mail von Marlene Streeruwitz an Eva Brenner vom 28. Dezember 2010.

Er ging in den Wald und ist nicht daraus zurückgekehrt! In seinem geliebten Mallorca – inmitten der Natur, sitzend wurde er aufgefunden. Man möchte glauben, wie ein Denker, der Denker von Rodin, der überlegt, was der nächste Schritt zu sein habe. Die alte Villa seines Vaters, der seinerseits die Insel liebte, war Peters zweiter Wohnsitz. Er wird uns fehlen! Er wird allen fehlen, die an das bessere Österreich glauben, das herzustellen er nie müde wurde, das es geben muss und geben wird!

Er ist – auch – an gebrochenem Herzen gestorben! Er hatte ein schwaches Herz, aber ein großes, und es wurde durch die mangelnde Anerkennung im eigenen Land nicht gestärkt! Im Gegenteil: Vieles Kränkungen musste er ertragen. «Na, was haben wir denn heute zu verteilen!?!», ätzten die Leute. Gemeint war das Papier, ohne das er nicht aus dem Haus ging: Flugblätter, Aufrufe oder Programme des Republikanischen Clubs, dessen Mitbegründer er war, oder des alternativen Theaters FLEISCHEREI, dem er sich in den letzten Jahren verbunden fühlte. Er wurde von vielen MitstreiterInnen bewundert, sicherlich. Aber mehr noch als ihm selbst galt diese Bewunderung dem Erbe eines omnipotenten Vaters. Ich erinnere mich an dutzende Begegnungen in den elf Jahren unserer Partnerschaft, beispielsweise am samstäglichen Naschmarkt, im Theater oder im Cafe, wo wildfremde Menschen auf ihn zukamen: «Sie sind doch der Herr Kreisky? Sie wissen gar nicht, wie sehr ich ihren Vater bewundert habe!» Manchmal hatten sie Tränen in den Augen, manchmal fügten sie hinzu: «... obwohl ich ja, wie Sie wissen, nicht von seiner Partei bin.»

Peter Kreisky wurde zeit seines Lebens in Österreich nicht annähernd in der Weise anerkannt, wie es ihm zugestanden wäre – als linker Sozialdemokrat, radikaler Humanist, Antifaschist! Er ging von der Wirkung der persönlichen Überzeugung in der politischen Kleinarbeit aus. Peter war ein erstaunlicher Mensch, ein erstaunlich Unangepasster, er ging seinen Weg, geradlinig und zick-zack, mit seinen Wanderungen, in der Stadt und auf dem Land, im In- und Ausland, in die

Berge und durch «die Mühen der Ebenen». Er hat die Verwerfungen seiner Partei, seiner Zeit genau beobachtet, diagnostiziert und kritisch kommentiert, er war entsetzt und betroffen über die Stagnation, ja den langsamen Niedergang seiner sozialdemokratischen Partei seit Mitte der neunziger Jahre. Er ist aber nie böse oder bitter geworden, er hat die Hoffnung auf die Wirkung der Gegeninformation nie verloren, ohne seine individuelle Wirkmächtigkeit zu überschätzen.

Er hatte immer ein offenes Ohr für alle, die um ihn waren, in seiner Reichweite. Er fühlte sich zuständig für die Ausgestoßenen und Verfolgten der Welt. Er fühlte sich zuständig, ohne auf den eigenen Nutzen zu schießen. Er war «pur und rein» (Gaby Aldor, Arab-Hebrew Theater of Jaffa, Tel Aviv).

Er war ein Seismograph der Zustände, ein Bindeglied der besten linken Kräfte in diesem Land. Seine Agenda waren die Menschenrechte, war die «bessere Welt» als in unserer Eigenverantwortung liegende, als in unserer Lebenszeit mögliche – nicht erst in einer utopisch fernen Zukunft. Er trug die Flamme der Hoffnung auf eine «bessere Welt» dicht unter dem Hemd, nah an seinem kranken Herzen, er überforderte sich für andere unter Vernachlässigung der eigenen Gesundheit, des eigenen Wohlbefindens, des eigenen Bankkontos – er war ein Mensch der Zukunft.»

Peter Kreisky war in der Welt zuhause – wie oft war ich dabei, als er im Ausland – am Zocalo in Mexico City, im New Yorker Village oder in einem griechischen Dorf – Leute traf, die ihn kannten, schätzten, ihn um Rat in «finsternen Zeiten» baten.

Peter Kreisky war unter anderem Obmann des Theatervereins «projekt theater studio / FLEISCHEREI». In dieser Funktion hat er neue Wege und Netzwerke eröffnet, viele KünstlerInnen begeistert und angeregt; ich habe unendlich viel von ihm gelernt, er hat die künstlerische Arbeit politisiert und KünstlerInnen, die meist wenig vom aktiven Politikmachen verstehen, motiviert, ihre Agenden selbst in die Hand zu nehmen, zuletzt vor allem gegen die Auswüchse der so genannten Theaterreform des Kulturamtes der Stadt Wien, die in einen schmerzhaften Verlust kultureller Vielfalt, besonders von jungen, feministischen, interkulturellen und politisch engagierten Gruppen, mündete. Peter hat sich – aus Prinzip, Protest und bisweilen in Scham über die Fehler seiner Partei, die er immer solidarisch kritisiert hat – von Anbeginn gegen diese «Reform» wie auch gegen alle Schattierungen neoliberaler «Strukturanpassung», Privatisierung und Entdemokratisierung gewandt.



Er hatte kein Talent zum Opportunismus und schien zufrieden zu sein, abseits jeder Karriere seinen Beitrag gegen die soziale Kälte zu leisten

Sein Umgang mit den Mächtigen im Land, mit Politikern, Beamten, Entscheidungsträgern aller Art war wie jener mit Betroffenen: antihierarchisch, freundschaftlich, auf Augenhöhe, mit Neugier, Aufmerksamkeit und Menschlichkeit. Er redete mit jeder und jedem gleichermaßen partnerschaftlich; zugleich verabscheute er Formalismen, falsches Pathos, Selbstherrlichkeit (von Eitelkeit, Bereicherung und Korruption ganz zu schweigen). Er hätte es leicht gehabt, als Opportunist Karriere zu machen.

Wir planen, das Experimentaltheater FLEISCHEREI über die nächsten Wochen und Monate in ein gemeinschaftliches Zentrum für Alternativkultur und Zivilgesellschaft umzubauen, programmatisch wie materiell: das ZENTRUM FÜR SOLIDARITÄT soll hier entstehen, und es soll Peter Kreisky gewidmet sein. Es soll ein interdisziplinäres und interkulturelles Sammelbecken, Begegnungs- und Aktionszentrum sein, ein Raum für alternative Kultur, Konzepte und Ideen, für Austausch, Protest, Widerstand und Recherche, autonom und selbst verwaltet. Nichts weniger schulden wir ihm!

Eva Brenner

Auch für Szenefremde ein Erlebnis: Die Ausstellung «Punk in Wien»

Positiv evaluiert, rund um die Uhr bewacht

Die erste große Demonstration, an der ich teilgenommen habe, war die Friedensdemo in Wien 1983. Aus der Provinz kommend, traten wir vor die Halle des Westbahnhofs, wo sich bereits eine riesige Menschenmenge versammelt hatte. Auf einem LKW stand ein Mann und sang etwas von einem Bagger in der «GaGa». Ich hatte natürlich keine Ahnung, was denn diese «GaGa» sei.

Dementsprechend neugierig hörte ich zu, als er von der Räumung und späteren Schleifung des «Autonomen Kultur- und Kommunikationszentrums Gassergasse» erzählte. Er erwähnte auch diese legendäre Waschmaschine, in der die Polizei angeblich illegale Drogen gefunden hätte. Schon damals war ich solchen amtlichen Meldungen gegenüber skeptisch eingestellt.

Der Gassergasse und zahlreichen anderen Ereignissen dieser bewegten Zeit ist bereits seit September eine Ausstellung in der «Pankahytn» gewidmet (der Augustin berichtete). Es geht um Punk, Hausbesetzungen, Repression – um eine Form von Gegenkultur, die das damalige triste Wien für immer verändern sollte. Die Ausstellung «Punk in Wien» ist ein parteiischer Beitrag zur jüngeren Zeitgeschichte dieser Stadt, der auch für Szene-Fremde spannend und informativ sein kann.

Laut Selbstdefinition ist die Pankahytn «ein selbstorganisiertes, unkommerzielles, Wohn-, Kultur- und Sozialprojekt von, mit und für Panx». Auf ihrer Website heißt es weiter: «Am 15. 12. 2007 haben wir das für uns viel zu kleine Haus in der Johnstraße 45 bezogen. Seither ist es uns gelungen, den ausgehandelten Kompromiss – oft auch gegen Widerstände des FSW – durchzusetzen. Wir kontrollieren und organisieren unsere Bereiche, zu denen die SozialarbeiterInnen keinen Zutritt haben. Die Sanierung des Hauses erfolgt in Zusammenarbeit mit dem Fonds Soziales Wien. Probleme im Grätzl halten sich in Grenzen. Die Einrichtung einer sozialarbeiterischen Massenlaufstelle im Haus konnte Mai 2008 verhindert werden. Die teure und überflüssige 24-Stunden-Bewachung konnten wir bislang nicht beenden, obwohl wir November 08 positiv evaluiert wurden.»

Betritt man den Ausstellungsraum, nimmt man zuerst einen lebensgroßen Pappständer wahr, auf dem zwei Punks zu sehen sind, deren Köpfe ausgeschnitten wurden. BesucherInnen können ihre Gesichter in die so entstandenen Löcher stecken und sich fotografieren lassen. «In lieber Erinnerung» steht darunter. Auf Schautafeln findet man eine Menge von Fotos, Flyern, Plakaten, Covers, Fanzines und Zeitungsartikel aus der Zeit. Ein PC mit Musik und Filmen steht bereit, um von den AusstellungsbesucherInnen genutzt zu werden. Original Punk-Kleidung hängt von der Decke und, ja, Punks sind natürlich auch da.

Mordbuben und kranke Mönche

Die Führung beginnt mit der Besetzung der «Arena» 1976. Die nächste Station ist der frühen Wiener Punk-Musik-Szene vom Ende der 1970er bis Anfang der 1980er Jahre gewidmet. Die Bands hießen «Chuzpe», «General Guglhupf», «Dirt Shit», «Mordbuben AG», «Die Böslinge», «Die Kranken Mönche», «Suicide», «A-Gen 53» (die erste progressive Wiener Frauenband), «The Sprays», «Tom Pettings Herzattacken», «Pöbel», «DeadNittles», «Extrem» (die erste Wiener Hardcore-Band), «Schund» und «S.T.D.».

Damals gab es in Wien kaum Auftrittsmöglichkeiten. Man nutzte, was zur Verfügung stand, und wenn's ein Pfarrsaal war. Selbst der Weg zur «Location» war mitunter gefährlich. Denn war man als Punk erkennbar, musste man mit gewalttätigen Angriffen von Zeitgenossen rechnen. Entsprechend selten gab es Konzerte. Auftritte von internationalen Punkbands gab es kaum.

Eine der nächsten Schautafeln ist dem Kulturzentrum Gassergasse gewidmet, welches von 1981 bis 1983 bestand. Es war nicht besetzt, sondern wurde von der Stadt offiziell als «Jugendzentrum» zur Verfügung gestellt. Dort gab es u. a. Proberäume und eine kleine «Konzerthalle». Alkohol- und Drogenprobleme – so ein Punk-Veteran, der uns durch die Ausstellung führte – erschwerten die Selbstverwaltung.

1982 kam es zum «Häuserlauf». Leer stehende Gebäude wurden kurzfristig besetzt, und bevor die Polizei kam, war man auch schon wieder weg. Hinterlassen hatte man Transparente mit politischen Statements. Manchmal war die Polizei aber schon vorher da. Es gab

wohl undichte Stellen. 1983 wurden die Häuser «Aegidi- und Spalowskygasse» besiedelt. Nachdem die Nutzungsverträge 1986 gekündigt wurden, hielt man die Häuser besetzt. Im August '88 folgte deren überaus brutale Räumung durch die Polizei. Die BesetzerInnen setzten sich zuerst militant zur Wehr. Doch konnte die «Spalo» nicht dauerhaft gehalten werden. So fand man einen Weg, sich, von der Polizei unbemerkt, in die «Aegidi» zu flüchten. Das von den BesetzerInnen geräumte Gebäude wurde, sobald es die Polizei eingenommen hatte, abgerissen.

Am nächsten Tag nahm sich die Staatsgewalt die «Aegidigasse» vor. Obwohl die BesetzerInnen den militanten Widerstand beendet hatten, war die Vorgehensweise der Beamten sehr aggressiv und unverhältnismäßig. Mit Feuerwehrschläuchen spritzte man Wasser in das Haus, damit die Mauern nass und weich wurden. Im Anschluss wurde mit einem Bagger ein Loch in die Mauer gerammt, und das, obwohl der offizielle Grund der Räumung die angebliche Baufälligkeit der Häuser war. Den damals involvierten Wiener Stadtpolitikern Bürgermeister Helmut Zilk, Vizebürgermeister Hans Mayr und Stadtrat Rudolf Edlinger wurde vorgeworfen, den möglichen Tod der BesetzerInnen bei einem etwaigen Einsturz in Kauf genommen zu haben.

67 AktivistInnen wurden verhaftet und manche davon teilweise schwer verletzt in das AKH gebracht. Niemand machte der Polizei gegenüber eine Aussage, und alle mussten bald wieder frei gelassen werden. Eine Klage, die beim Europäischen Menschengerichtshof eingebracht worden war, führte zur Verurteilung der Republik. Entschädigungen von ca. 4000 Schilling pro Person mussten gezahlt werden. Beamte und Politiker wurden nicht zur Verantwortung gezogen.

Nach der Räumung der «Aegidi- und Spalowskygasse» stand kein Haus mehr zur Verfügung. Ein von der Stadt Wien angebotenes Gebäude beim Albernern Hafen wurde abgelehnt. So organisierten die ehemaligen BesetzerInnen ihren Protest bei der «Wohnaktion» am Stephansplatz und konnten die «Vogelhandlung» im 20. Bezirk für ca. zwei Wochen besetzen. 1989 besetzten sie ein leer stehendes Gebäude der ÖBB in der Oswaldgasse (12. Bezirk), verließen es am nächsten Tag aber, um einer sich abzeichnenden Räumung zuvorzukommen. Ein Elternverein einer benachbarten Schule



Foto: Omo

hatte sich, ob der sich einquartierenden Punks, Sorgen um die Kinder gemacht. Das Gebäude wurde im Anschluss abgerissen. Der Versuch, ein gemeinsames Wohnprojekt zu erkämpfen, schien vorerst gescheitert zu sein.

Die Stadt sollte den Vitalitäts-Beitrag der Punks würdigen

Musikalisches gab es in dieser Periode von Mitte 80 bis Anfang 90 von den «Gruft Rosen», «Cold World» und «Pungent Stench». 1986 spielten «The Fall» und «Billy Bragg» in der «Szene Wien» und – erstmals in Wien – die «U.K. Subs» in der «Arena». Im 1990 gegründeten «Flex» in der Arndtstrasse (12. Bezirk) spielten Bands wie «Extended Versions», «Heiland Solo», «The Way», «Non Serviam», «Those Who Survived The Plague», «Seven Sioux», «Kurorts», «Stand To Fall», «T.O.D.» und

«Fuckhead». Die meisten Bands, die im Flex auftraten, waren nicht aus Wien.

Im Sommer 1991 richteten sich Skinheads in der gegenüberliegenden «Holu-Bar» ein. Es kam zu gewalttätigen Überfällen auf das Flex. Da die Schallisolierung unzureichend war, häuften sich Verwaltungsstrafen wegen Lärmbelästigung und das Lokal wurde Ende Mai 1993 aufgegeben. Der legendäre «Spaceraum», im Auftrittsbereich des alten Flex, wurde nach Fotografien rekonstruiert und kann in der Pankahytn wieder genossen werden. 1994 wurde das Lokal, trotz Gegenmobilisierung von BürgerInnen, am Donaukanal wieder eröffnet. Heute schützt sich das Flex mit einer Security, deren Auftreten kaum an die Gesinnung der damaligen HausbesetzerInnen erinnert.

Ebenfalls 1990 wurde in der Wielandgasse 2-4 (10. Bezirk) ein Haus der KPÖ besetzt. Es wurde in Ernst-Kirchweger-Haus (EKH)

Eine Stadt ohne Punks kann ebenso wenig urban genannt werden wie eine Stadt ohne Strizzis. Denn wie schon Aristoteles wusste: Mit Menschen, die einander ähneln, sei keine Stadt zu machen; nur mit verschiedenen Menschen sei das zu schaffen ...

umbenannt, nach einem Antifaschisten, der in den 60er Jahren bei einer Demo gegen Nazis ums Leben kam.

1991 wurde ein Mietvertrag, gültig bis 2001, unterzeichnet. 2004 verkaufte die KPÖ das Haus an Christian Machowetz, der als «ehemalig zahlendes Mitglied der neonazistischen Aktion Neue Rechte (ANR)» galt. Der Skandal war perfekt. 2008 kommt es zu Mietverträgen mit der Stadt Wien, die das Haus von Machowetz erstanden hatte. Das EKH war und ist ein «autonomes Zentrum», welches politisch, sozial und kulturell engagierte Gruppierungen beherbergt.

Gegen Ende der Ausstellung erfahren BesucherInnen einiges über das «Punkerbankerl» in der Mariahilfer Straße, über die Geschichte der Pankahytn selbst, über das «Movimento» – ein ehemals von Punks selbstorganisiertes Konzertlokal in Simmering – und über die aktuelle «Wagenplatz»-Bewegung in Wien.

Die Ausstellung «Punk in Wien» ist eine liebevoll, detailreich und spannend aufbereitete Reise in die Vergangenheit und wieder zurück in die Gegenwart. Sie beschreibt eine über 30-jährige Geschichte des Aufbegehrens, Kämpfens, der Niederlagen und Erfolge, der Solidarität und Lebenslust von ProtagonistInnen einer Bewegung, die tatsächlich nicht tot ist.

Wien ist heute eine lebendigere und vielfältigere Stadt als in den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts. Die Punks haben ihren Anteil daran. Die Stadt sollte dies würdigen.

Roman Dietinger

I N F O

«Punk in Wien»
 Noch bis 29. 1. 2011.
 Di.: 10 bis 14, Do.: 15 bis 19 Uhr. Jeden Do. Stammtisch in der Halle ab 19 Uhr, Begleitprogramm am Samstag ab 19 Uhr.
 Ort: Pankahytn, Johnstraße 45, 1150 Wien (U3 Johnstraße)
 Eintritt frei/Spende. Führungen (ab 5 Personen) auf Anfrage.
 Tel.: 0 681 20 45 91 16
 www.pankahytn.isdrin.at

Auch in «Mörder»-Briefen wird fündig, wer das Archaische im Strafvollzug bekämpft In der Dusche mache ich ihn fertig

Häftlingsbriefe lesen heißt beobachten, wie der Staat Rache ausübt an Menschen, die einmal ausgerastet sind und etwas Unverzeihliches taten. Nach der Lektüre vieler solcher Häftlingsbriefe (ob die darin enthaltenen Schilderungen im Einzelnen auch stimmen, können wir natürlich kaum untersuchen) stellt sich die Frage, was es der Gesellschaft bringen soll, wenn der Strafvollzug auf der zentralen Idee der Rache basiert. Rache ist definiert als gefühlsgeleiteter Akt, der in der Regel der allgemein gültigen Rechtsordnung widerspricht. Warum erlaubt die Gesellschaft der Justiz beim Umgang mit RechtsordnungsverletzerInnen solch emotional gesteuertes Fehde-Verhalten? Hier noch keine Antwort, aber ein Zustandsbericht.

Eine Beschwerde gegen eine illegale, sowohl österreichischen Gesetzen widersprechende als auch der ständigen Rechtsprechung nach Artikel 3 der Menschenrechtskonvention (Verbot der Folter, Verbot erniedrigender Behandlungen) zuwiderlaufende Anordnung durch den Anstaltsleiter der JA Stein, Hofrat Christian Timm.

Ich, A. G. (Name von der Red. anonymisiert), geboren 1967, verbüße einen lebenslange Freiheitsstrafe und befinde mich seit 20 Jahren in Haft. Im August 2009 wurde ich von einer bakteriellen Infektion befallen, die zu Beginn wie eine schwere Grippe wirkte. Nach längeren Behandlungen durch die Anstaltsärzte in Stein und nach diversen wirkungslosen Antibiotika-Behandlungen entschloss man sich, mich zur weiteren Untersuchung in das Krankenhaus Krems zu überstellen; natürlich in die geschlossene Abteilung. Ich hatte zuvor in kürzester Zeit 16 Kilo abgenommen. Ich war so schwach, dass ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. In den Gelenken hatte ich schmerzhafte Schwellungen. Im Spital stellte man eine Streptokokken-Infektion fest, die bereits die Herzklappe zerfressen hatte. Blut befand sich als Rückfluss im Herzen. Es bestand akute Schlaganfallgefahr: Jederzeit konnte Eiter in die Blutbahn gelangen.

Wegen der Lebensgefahr wurde eine Notoperation angeordnet. Am 28. Jänner wurde ich deshalb nach St. Pölten gebracht; das Kremser Spital war für eine solch schwierigen Eingriff nicht ausgerüstet.

In der Zwischenzeit hatte sich in Stein ein Mithäftling gemeldet. Er gab gegen das Versprechen von Hafterleichterung an, ich sei gar nicht wirklich krank, sondern plane vielmehr

einen bewaffneten Ausbruch. Der betreffende Denunziant gilt in der Anstalt als «geistig abnorm» und befand sich zusätzlich in einer Drogen-Psychose, was allen Bediensteten der Anstalt wohl bekannt war. Er fantasierte nämlich fast jeden Tag über Drogenhandel und über Fluchtpläne anderer. Wahlweise beschuldigte er Häftlinge und Beamten. Beide Gruppen zusammen hätten sich verabredet, ihn zu ermorden. Nichts davon fand Gehör, geschweige denn, dass nach seinen Aussagen irgendwelche Untersuchungen eingeleitet worden wären.

Fürs Mittagessen rechte Hand entfesselt

Die gegen mich gerichteten Beschuldigungen fand der Anstaltsleiter aber gleich so glaubwürdig, dass er die Sicherheitsbehörden einschaltete und meine Rückverlegung in die JA Stein verlangte. Nur weil der Kremser Kardiologe Oberarzt Dr. Mayer die akute Lebensgefahr, der ich ausgesetzt war, bestätigte, wurde der Ausfall der Operation verhindert. Wäre ich nicht operiert worden, hätte ich das wohl nicht überlebt. Die Operation dauerte sechs Stunden, viereinhalb davon musste ich von der Herz-Lungen-Maschine am Leben gehalten werden. Mehr tot als lebendig war ich am 29. Jänner in die Intensivstation gebracht worden. Meine Brust wurde in ganzer Länge geöffnet und durch Metallklammern verschlossen. Ich lag nackt im Bett, einen Katheter im Penis, Herzschrittmacherkabeln ragten aus der Brust, auch ein fingerdicker Schlauch. Durch ihn rann in den nächsten Tagen altes Blut vom Herzen ab. Außerdem wurde ich mit Sauerstoff versorgt. Durch den Fixzugang am Hals wurde ich laufend mit Schmerzmittel- und Antibiotika-Infusionen versorgt.

Dieser Zustand schreckte die Wachmannschaft nicht ab, mich mit Händen und Füßen an das Krankenbett zu binden. Sie mussten mich gemäß persönlicher Anweisung des Anstaltsleiters Timm so behandeln. Die zu meiner Fixierung verwendeten Bänder sind nicht flexibel verschließbar, es gibt nur eine Fixeinstellung. Sie begannen nach einiger Zeit, besonders an den Füßen, das Blut unglaublich abzusperren. Da jede Hand und jeder Fuß extra fixiert ist, kann man sich absolut nicht bewegen. Wenn die Schwestern mein Bett machen mussten, blieb ich angeschnallt; nur an einer Körperseite wurden dann die

WELTWEIT WARTEN

Das bewährte Augustin-Duo Mario Lang (Bild) und Uwe Mauch (Text), bekannt als unentwegte Entdecker von «LokalmatadorInnen», liefern uns in den nächsten Dutzenden Ausgaben sozusagen GlobalmatadorInnen. Sie befinden sich derzeit auf vielwöchiger Weltreise (nicht in Augustin-Diensten, versteht sich). Wo immer sie durchreisen, fotografieren sie Menschen, die auf öffentliche Verkehrsmittel warten. Die Summe der Fotos ergibt – warten wir's ab – ein Dokument der Diversität des Wartens in den verschiedenen Kulturen.



Marokko, Region Ouarzazate, Dezember 2010: Vier Berber-Frauen und ein Plastiksackerl warten auf ein Sammeltaxi in Richtung Marrakesch

Riemen gelöst. Zur Einnahme der Mahlzeiten durfte nur die rechte Hand freigesetzt werden. Durch das Wundliegen wurden die Schmerzen immer höllischer. Der ganze Rücken, besonders die Schulterblätter, waren rot. Operationsschmerzen spürte ich wegen der schmerzstillenden Infusionen nicht, aber das Brennen am Rücken war kaum auszuhalten. Ich glaube, niemand von den LeserInnen kann sich auch nur annähernd vorstellen, wie weh das tut. Pflegern, die mir den Schmerz mit Öl lindern wollten, wurde vorgeworfen, Kriminellenfreunde zu sein.

Der Fluchtplan ist Einbildung, die Folter leider nicht

Den Spitalsbediensteten hatte man seitens der Gefängnisdirektion erklärt, dass ich den Plan hätte, mittels Geiseln zu flüchten. Das Pflegepersonal soll sich mir also nicht zu viel nähern. Es soll kein Aufsehen um meine Fesselung machen. Ein Mörder habe nichts anderes verdient. Ich lag nun also bewegungsunfähig im Bett. Ich war gezwungen, die Gespräche der fünfköpfigen Wachmannschaft mitzuhören. Besonders einer der Beamten stach immer wieder durch rassistische Bemerkungen hervor. Da mein Vater Ägypter sei, könne es sich bei mir nur um eine minderwertige Rassenvermischung handeln. Am liebsten würde mich dieser Beamte täglich foltern, um endlich zu erfahren, wo ich die Waffen für die Flucht verborgen halte. In Stein würde er mich in der Dusche fertig machen. Ein Schlag auf die Brust würde bei mir genügen. Nicht alle sind so: Seine Kollegen hörte ich oft sagen: Lass diesen Nazi-Scheiß! Aber dieser Mensch ist Mitglied der Justizwache-Einsatzgruppe! Als bewegungslos Festgeschnallter bin ich in seiner Hand.

Sechs Tage lang lag ich derart festgebunden auf der Intensivstation. Die Ärzte betonten, ich sei zu schwach für eine Überstellung in die Justizanstalt. Glaubten die Beamten wirklich, dass ich in so einem Zustand hätte flüchten können?

Mit dem Notarztwagen wurde ich dann in die geschlossene Abteilung des Krankenhauses Krems zurückgebracht. Ich wurde in das Gitterbett gelegt. Als ich einmal um Wasser bat, weil ich durch die Antibiotika einen größeren Flüssigkeitsbedarf habe, sagte man mir: Wer fliehen will, braucht nicht trinken. Das Katheterwechseln fand vor vielen Zeugen statt, auf der Toilette musste ich die Türe immer offen

halten. Sie wissen dort, wie man Menschen entwürdigen kann.

Schließlich wurde ich in die Krankenstation der JA Stein transferiert. Ich kam in eine besonders gesicherte Zelle, in der man kein Fenster öffnen kann. Es gibt nur kaltes Wasser. Hafterleichterungen wie Radio und andere Ablenkungen fehlen. Eigentlich erfuhr ich eine Absonderung nach § 103 des Strafvollzugsgesetzes, aber die hätte ja von einem Gericht verhängt werden müssen. Ich wurde wochenlang total isoliert. Ich durfte weder meinen Anwalt anrufen, noch meine Familie verständigen, dass ich überhaupt noch lebe. Erst nach mehreren Wochen wurde der erste Besuch gestattet.

Bei uns ist noch niemand erfroren

Wenn die Schwester mit einer Spritze kommt, muss sie quasi blind die Nadel ansetzen, weil zu diesem Zweck nur die 25 mal 15 Zentimeter große Kostklappe geöffnet wird. Die Schwester muss die Spritze mehr werfen als ansetzen. Ihr könnt euch denken, wie meine Adern ausschauen.

Zu meiner Person kursieren widersprüchliche Vollzugs-Informationen bezüglich der Legitimierung von Fixierung und Taser-Einsatz.

Auf dem Blatt, das die Wachen im LKH St. Pölten, im LKH Krems und bei der Überstellung hatten, stand nach dem Stichwort «Risikopatient» ein «Nein»; das heißt, es gebe keine ärztlichen Einwände gegen einen Taser-Einsatz gegen mich. Im Zuge einer Beschwerde wurde mir das an das Gericht geschickte Beiblatt ausgehändigt, das identisch mit dem oben erwähnten Blatt war – mit einer Ausnahme: Die Frage, ob ich Risikopatient sei, wurde hier bejaht. Das schließt jedoch den Einsatz von Taser aus. Auch als Laie wird man verstehen können, dass man einen akut lebensbedrohlichen Herzpatienten nicht mit einem Taser, also einer Elektroschockpistole, beschießen sollte.

Ich sitze jetzt in der JA Garsten, in die ich mittlerweile überstellt wurde. Wegen meiner angeblichen Fluchtbereitschaft wurde ich nicht etwa in der Krankenstation untergebracht, sondern rechtswidrig – weil ohne Meldung ans Gericht erfolgt – in der Absonderungsabteilung isoliert. Ich bat um einen Pullover, aber meiner Familie sagte man: «Bei uns ist noch niemand erfroren!» Man ließ mich in der Strafabteilung, auch nachdem das Verfahren gegen mich wegen Fluchtvorbereitung eingestellt worden war und nachdem mein Denunziant zugegeben hatte, dass er die Informationen über meinen Fluchtplan erfunden hatte. ■

TRICKY DICKY'S SKIZZENBLÄTTER

ICH WÜNSCH EUCH ALLEN EIN GLÜCKLICHES JAHR 2011! UND BLEIBT G'SUND!



Parallelwelten – wieso man dabei nicht immer gleich an Migranten denken sollte In welcher Welt lebst du eigentlich?

Unsere Gesellschaft besteht aus unzähligen Ecken, in die sich Gruppen zurückziehen. Drei Lokalausweise.

es Parallelwelten, die territorial oder sozial einen Trennstrich ziehen.

Die Stadt der Diplomaten

Die UNO-City in Transdanubien. Man betritt allein deswegen schon ein anderes Universum, da einen gleich am Eingang afrikanische Sicherheitsleute begrüßen und kontrollieren. Zwei Minuten später begegnet man in dieser Stadt in der Stadt dunkelhäutigen Diplomaten und Politikern. Ein Kontrast zum normalen Wien, in dem Schwarze mit negativen Klischees zu kämpfen haben und nicht zuletzt dadurch in angesehenen Berufssparten kaum anzutreffen sind.

Auch sonst zeigt sich eine andere Welt: Rund 4500 Individuen arbeiten hier. Die nicht-österreichische Mehrheit benötigt kein Deutsch (und kaum einer kann es), man redet Englisch oder eine der anderen Sprachen der Vereinten Nationen (Arabisch, Chinesisch, Französisch, Russisch und Spanisch). Für die Infrastruktur ist gesorgt: Ein Geschäft, eine Bank- sowie eine Postfiliale, eine Sprachschule und ein Medical Center – die Menschen müssen kaum in den Kontakt mit «draußen» treten. Selbst die österreichische Exekutive darf nur anrücken, wenn sie von den Blauhelmen der UNO-City angefordert wird. In Cafés und Restaurants tratschen die in dunklen Anzügen und beigen Kostümen uniformierten UN-Mitarbeiter über ihren blauweißen Kosmos. Manche, kritisiert ein Wien-affiner Diplomat, leben schon seit Jahrzehnten in der Donaumetropole, ohne eine Ahnung davon zu haben. Kein Grund, sie zu verurteilen: Immerhin lässt es das Beschäftigungssystem der Vereinten Nationen meist nur zu, auf zwei, drei Jahre zu planen, bis die nächste Versetzung ansteht.

Reich und schön – und unter sich

Ein Freitagabend in der nach Glühwein duftenden winterlichen Innenstadt: Die Weihnachtsbeleuchtungen

am Graben und im Kohlmarkt blenden nahezu, so grell leuchten sie. Reges Treiben herrscht vor den Geschäften und den Restaurants. Doch viele, egal ob Touristen oder Einheimische, sind in Wahrheit Zaungäste, wenn sie die Auslagen der Luxusboutiquen und die Speisekarten der Edelrestaurants betrachten. In «In-Lokalen» wie Fabios in der Tuchlauben trifft sich so ungestört die Bussi-Bussi-Society, feiern Politiker ihre Abmachungen oder begießen Manager ihre Deals. Ohne Namen und Kontakte, ohne Markenkleider und dickes Börserl kommt man in diese Gemeinschaft nicht hinein: Wer kann sich heutzutage so mir nichts dir nichts ein Gericht auf der Menükarte des Italiens gegenüber dem Café Bräunerhof leisten, die alle über € 20,- kosten? Die, die nicht genug Geld ausgeben können, gehören nicht dazu. Und nicht in diese Parallelwelt.

Natürlich lassen sich diese so unterschiedlichen kleinen Universen nicht miteinander vergleichen. Es sind einfache Beispiele dafür, wie oft sich in unserer Gesellschaft Minderheiten und andere Gruppierungen ihr eigenes Gebiet abstecken. Und sicher: Auch manche Migranten ziehen sich in ihre Community zurück, suchen mal von sich aus Anschluss bei den «Ihrigen». Darunter sind, neben anderen, Muslime. Aber dabei spielen immer ein Stück weit die Alteingesessenen sowie die Atmosphäre im Land mit. Die Entscheidung, sich in eine Ecke zurückzuziehen, treffen elitäre Kreise wie der Lions Club oder die Rotarier viel bewusster und zudem aus einer Machtposition heraus. Neuzugewogene wissen, dass sie so oder so auf Akzeptanz der Mehrheit angewiesen sind. Und, in welcher Parallelwelt lebst du?

Richard Solder



Parallelwelt mit U-Bahn-Anschluss. Für uns Normale ist allerdings ein eigener Stationsausgang vorgesehen: Kaisermühlen

«Mit viel Fleiß»

Marija Klimenta ist eine Mehlspeistigerin, die sich mit ihren Torten ein Stück Heimat erhält. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

Ottakringer Straße Nr. 48: Sagt man nun der oder das «Saloon»? Geschmacksache, wie so vieles. Also im «Saloon» werden nicht nur authentisch schmeckende Cevapi und herrliche Rindersteaks aufgetischt, sondern auch die Torten Slowoniens. Nur wer jemals die Gelegenheit hatte, in der kroatischen Tiefebene eines dieser cremigen Kalorien-Festivals live zu erleben, weiß diese zusätzliche Option richtig zu schätzen.

Die Torten macht die Chefin persönlich. Die Chefin, wie das klingt! Marija Klimenta ist nicht glücklich, wenn sie ihre Kellner so nennen. «Der Chef ist mein Mann», wehrt sie ab. «Der hat hier alles aufgebaut.» Dass sie ihre drei Kinder liebevoll umsorgt und das Tortenbacken perfektioniert hat, sei doch gar nicht der Rede wert. Wäre sie aus Wien, wäre das vielleicht anders. Ist sie aber nicht. Dort, wo sie aufgewachsen ist, in einem kleinen Dorf an der Donau, ist es noch immer ganz normal, dass die Frauen die Torten backen und die Männer die Chefs sind.

Frauen wie Marija Klimenta finden selten den Weg in die Zeitung. Weil sie sich nie in den Vordergrund drängen. Weil sie dafür gar keine Zeit haben. Weil sie lieber im Hintergrund für den Zusammenhalt sorgen. Es klingt daher nicht bieder, wenn sie über ihren Enis sagt: «Ich bin wirklich stolz auf meinen Mann. Er hat immer hart gearbeitet, er hat einen Traum gehabt, ein eigenes Restaurant, und den hat er sich mit viel Fleiß und Zielstrebigkeit erfüllt.» Das Restaurant der Klimentas hat Stil. Das sagen auch Leute, die sagen, dass sie aus Wien sind. «Alles seine Ideen», wehrt Marija umgehend Komplimente ab.



Marija Klimenta hält die Torten-Tradition Slowoniens hoch

Es ist nun schon die fünfte Torten, die sie in dieser Woche ins Rohr schiebt. Dabei erzählt sie unaufgeregt, dafür umso präziser vom Haus ihrer Eltern, das in den Kriegsjahren unbewohnbar wurde. In ihrem Zimmer habe es nach dem Abzug der Besatzer wie in einem Viehstall gestunken: «Das Haus haben nicht Granaten, sondern Menschen unbewohnbar gemacht.» Die Straße davor trägt heute den Namen eines Jugendfreunds. Den ließ sein Land nicht alt werden. Dafür ist er heute ein Held des Vaterländischen Kriegs, wie man seinesgleichen in Kroatien noch immer mit ernster Miene nennt. Ob der Helden-Status trösten kann? Der junge Mann wurde auf der Straße ihrer Kindheit von einem Maschinengewehr tödlich getroffen.

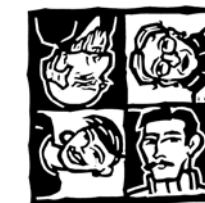
Das Dorf, in dem sie aufgewachsen ist, heißt Dalj, und liegt nur ein paar Kilometer von der slawonischen Hauptstadt Osijek entfernt. Auch Marija Klimenta hatte damals, im Sommer 1991, sie war gerade 18 geworden, andere Pläne als von Soldaten mit Bomben und Granaten angegriffen zu werden. Im Juni beendet sie die Handelsschule, im September möchte sie bei Nama, dem traditionsreichen Kaufhaus in Osijek, eine Lehre beginnen. Doch so weit soll es nicht kommen. Am Vorabend des 1. August 1991 trifft

sie noch ihre Freundinnen zu einem Spaziergang an der Donau. Nur die tief fliegenden Militärmaschinen stören die Idylle. In der Nacht wird das Dorf überrannt. Sie sieht, wie junge Polizisten mit weißen Fahnen und erhobenen Händen aus der Polizeistation treten und im Kugelhaag ihr Leben verlieren. «Die meisten habe ich gekannt.»

Krieg! Nur mit den wichtigsten Dokumenten flüchten die Bewohner von Dalj aus ihren Häusern. Ihre Familie schließt sich dem Flüchtlingszug an. Es ist der erste in Kroatien. Die Nacht verbringt der 200-köpfige Tross verstört, verängstigt auf einer Landstraße zwischen den Fronten. Zwei Tage später kommen ihre Eltern, ihre beiden Brüder und sie bei einer Tante in Wien unter. Sie haben Glück im Unglück. Der Vater, die Brüder und sie finden auf Anhieb Arbeit. Sie bei einem Fleischer, der ihren Fleiß sofort honoriert und ihr einen Deutsch-Kurs bezahlt. Auch die Kollegen sind freundlich. In Wien lernt sie auch ihren Mann kennen, der damals in Sankt Marx auf dem Schlachthof arbeitet.

Das er Moslem ist und sie Katholikin, spielt keine Rolle. Im Gegenteil. Sie sagt: «Das ist eine Bereicherung, keine Last.» – «Für mich ist nur wichtig, dass unsere Kinder an etwas glauben. An was sie

№ 240



LOKAL-MATADORIN

glauben, ist nicht das Wichtigste.» – «Ich bin froh, wenn mein Mann ihnen von seiner Religion erzählt.» – «Die Kinder finden die vielen Feiertage toll, sie reden das ganze Jahr über Geschenke.»

Im Saloon speisen Moslems und Christen, Hiesige und Andere friedlich Tisch an Tisch. Marija Klimenta sind alle Gäste gleich lieb. Sie hat mit 18 Schreckliches erlebt, doch sie hat danach nur gute Erfahrungen in Wien gemacht. Anfangs wollte sie, wie so viele, wieder zurück. Doch das ging nicht. Es war zu lange Krieg. Und dann war ihr Dorf nicht mehr so, wie es früher war. Ihr Haus war kaputt, die Straßen waren umbenannt, ihre Freundinnen weg, in alle Teile der Welt geflohen. Dafür wurde die Ottakringer Straße zu ihrer zweiten Heimat: «Sie ist für mich die Straße, auf der ich meinen Mann kennen gelernt habe.»

Das Backrohr ruft wieder einmal nach ihr. Nur noch selten fährt sie in die Heimat ihrer Torten. Anderes hat jetzt Priorität: «Wir haben in den sechs Jahren seit der Eröffnung keinen einzigen Ruhetag gehabt.»

*
Die Serie Lokalmatadore erscheint seit elf Jahren im Augustin. Das gleichnamige Porträtbuch kann auch per E-Mail bestellt werden: mario@augustin.or.at.

Fußballplätze, die mitunter auch als Autoabstellplatz dienen Visitenkarten aus Eisen

Winter ist für den Fußballanhänger sogar Winterpause. Da erinnert er sich gerne an den Sommer, an seine kleine Radtour, die ihn Fußballplätze in der tschechischen und slowakischen Provinz kennen und lieben lernen ließ.

Vor vielen Jahren machte ich einmal eine Radiosendung über Museumsaufseher. Sehr gut ist mir noch in Erinnerung, was der Chefaufseher des Kunsthistorischen Museums mir damals ins Mikrofon sagte: Beim gemeinsamen Museumsbesuch schaue sich seine Frau die Kunstwerke an, er dagegen immer nur die Aufseher.

Mir geht es ähnlich. Nicht dass ich genauso auf Aufseher fixiert wäre, aber bin ich an einem fremden Ort, interessiere ich mich vor allem für den lokalen Fußballplatz. So auch im vergangenen Sommer, bei einer kleinen Radtour durch Tschechien und die Slowakei.

Gleich hinter der Grenze, in Lednice, sah ich zum ersten Mal seit Ewigkeiten wieder einen Hartplatz. Auf einem solchen Platz hatte ich als Torwart in der Jugendmannschaft des SV Böblingen meine ersten Fußball-Lorbeeren verdient. Es war ein schönes Wiedersehen. Aber dass ein Fußballplatz auch als Autoabstellplatz herhalten muss, das hätte es zu meiner Zeit nicht gegeben, schon gar nicht im Schwabenland.

Der Osten ist anders, auch weil sich dort der Fußballplatz gerne als eine machtvolle Demonstration in Eisen präsentiert. Alles ist aus Eisen, das Absperrgitter und die Auswechselbank, das Tribürendach und die Umkleidekabine.

Achtlos weggeworfene Bierbecher und Zigarettenstummel? Wie auf allen Fußballplätzen der Welt mag es die auch in Tschechien und der

Slowakei geben, schließlich könnte der Zuschauer beim Gang zum Mistkübel Entscheidendes verpassen. Sollte sich während eines Matches Mist auf dem Platz ansammeln, so wird er hier jedoch hinterher umgehend weggeräumt. Ich fand jedenfalls nur überaus saubere und gepflegte Plätze vor – wahre Visitenkarten der Orte.

Text und Fotos: Wenzel Müller



Beim Anblick dieses Platzes wurde der Augustin-Fotograf sentimental: Er startete seine Tormannlaufbahn auf einem solchen Hartplatz – lediglich ohne Kleinbus vor dem Kasten

KICK-TIPP

Vorbereitung: SC Red Star Penzing – Favoritner AC; Auto-Platz, Samstag, 15. Jänner, 14 Uhr. Von der völligen Überflüssigkeit der Winterpause im Fußballspiel geben einander dieser Tage die Red Star und der FavAC unerschrocken Zeugnis. Im ersten Vorbereitungsspiel des jungen Jahres stellen die wackeren Recken unter Beweis, dass das «Beautiful Game» keineswegs nur für Englands grünende Auen taugt: Wer braucht schon Fernsehbilder von Brettern und Stöcken – wo doch die Kugel auf praktisch jeder Unterlage rollt? Und mit etwas oranger Farbe versehen, auch auf hellerem Hintergrund leicht zu erkennen ist? Der Wahlspruch der Rotsterne sei somit allen kachelofensüchtigen Stubenhockern in den Teletext geschrieben: Fortes fortuna adiuvat – wie bereits vom karthagischen Dichter Terenz notiert. Dem Mutigen gehört das Glück!

Kendlerstraße 38
1160 Wien
Tel.: (01) 98 54 511
www.redstar-penzing.at
Öffis: U3 oder Tramwaylinie 10 bis Kendlerstraße

Ausstellungs-Eröffnung: Fußball am Wiener Rand; Aktionsradius Wien, Dienstag, 25. Jänner, 19.30 Uhr. Bilder aus dem einzig wahren Universum: Die G'stetten, die die Welt bedeuten, hat Fotograf Wenzel Müller im Aktionsradius an die Wand gehängt – oder, besser gesagt: ungemein erfrischende Momentaufnahmen davon. Und weil erst die Fixsterne das Universum zum Leben erwecken, sind diese auch im Fokus: vom Ordner über die Kantinenwirtin bis zum Zuschauer. Zur Vernissage zeigt der Aktionsradius das Video «Der Lattentreffer», neben dem charmannten Künstler sind auch die Ballesterer-Sportartzulegen-Dr. Pennwieser und ein ausgesuchtes Mitglied der Kick-Tipp-Redaktion zugegen. Wer da also meint, im falschen Universum zu darben: Ein besseres Wurmlöcher findet sich so schnell wohl nicht mehr! Überdies mit freiem Zutritt ...

Gaußplatz 11
1200 Wien
Tel.: (01) 33 22 694
www.aktionsradius.at
Öffis: 5A oder 31 bis Gaußplatz

Vorbereitung: Nussdorfer AC – 1. Simmeringer SC; NAC-Platz, Mittwoch, 26. Jänner, 18.30 Uhr. Das erste Heim-Testmatch gegen die Wienerliga-Titelaspiranten aus Simmering auszutragen, scheint ein kluger Schachzug der Nussdorfer zu sein: Wer gegen Rastellis wie Thomas Slawik oder Alen Orman bestehen kann, sollte wohl mit ausreichend Selbstvertrauen ins Meisterschaftsrennen der Oberliga B starten. Und im Falle einer Niederlage stehen ja noch der Sportklub und die Rapid Amateure im Testspielkalender der seit Sommer ungeschlagenen Döblinger. Der Besuch der idyllischen Waldkantine hinter dem NAC-Platz ist uneingeschränkt zu empfehlen, allenfalls als Hinweis gilt für Freunde des Schlusspiffs: Über den zweiten Glühwein vergeht die Zeit – und die am Hinweg gestreuten Brotkrumen sind im kalten Winter schneller von den Vögeln weggepickt, als gedacht ... FM

Grinzinger Straße 111
1190 Wien
Tel.: (01) 37 04 742
www.nac1907.at
Öffis: 38A (z. B. ab Heiligenstadt U4) bis Fernsprechtam Heiligenstadt



Man gönnt sich ja sonst nichts ...



Hinter welcher Tür befindet sich die Gästekabine?

Eine Augenweide: ein Platzwart in Einklang mit der Natur



Die Liebe zur strengen Form macht in der Slowakei auch nicht vor Fußballplätzen Halt (vgl. Artikel über Bohuslav Fuchs im ART.IST. IN-magazin dieser Ausgabe)



I D N A A K I R E S

Widder 21.3.–20. 4.
Natürlich nutzt du die Chance des Jahreswechsels, um gute Vorsätze zu fassen! Auch wenn das banal und abgelutscht ist. Gerade du solltest jede noch so kleine Chance nutzen, um ein wenig umweltverträglicher zu werden. Reiß dich also am Riemen und nimm dir (fix) vor, einen Tick netter zu deiner Umwelt zu sein.

Krebs 22. 6.–22. 7.
Weihnachten und Neujahr hast du gut überstanden. Nun heißt es frohgut Neues anzugehen. Lass dich aber nicht in Projekte hineinziehen, die dich nichts angehen. Sei wählerisch, für was du dich engagierst. Das aber verfolge mit Inbrunst und Leidenschaft.

Waage 24. 9.–23. 10.
Du kommst dir selber schon ein wenig seltsam vor. Kaum schlägst du die Zeitung auf oder liest die Online-Ausgaben der Nachrichtendienste, findest du vieles zum Scheißen und möchtest diese ganzen Arschlöcher im Klo runterspülen. Natürlich sind diese Kraftausdrücke kein Beleg für eine ordentliche Kinderstube, aber es gibt eben auch Verhältnisse, die sich nur mit Kraftausdrücken treffend beschreiben lassen.

Steinbock 22.12.–20. 1.
Du fragst dich, ob der Euro wohl das eben angebrochene Jahr überleben wird. Darüber brauchst du dir aber wirklich keine Sorgen machen. Der Euro ist nämlich ein Projekt der europäischen Eliten und die werden sich ihr schönes Spielzeug schon nicht kaputt machen lassen. Die einzig spannende Frage in diesem Zusammenhang ist, wer die Rechnungen für die Euro-Rettungen bezahlen wird.

Stier 21.4.–20. 5.
In Ungarn ist mit Jahreswechsel ein Medien-gesetz in Kraft getreten, das quasi das Ende der freien Berichterstattung bedeutet. Und damit alle wissen, was ab nun Sache ist, wurde auch gleich am Tag des Inkrafttretens ein oppositioneller Radiosender ange-zeigt. Im Herzen Europas zeigt der Totalitarismus immer unverschämter seine Fratze und der Schoß, aus dem das kriecht, wird immer fruchtbarer.

Löwe 23.7.–23. 8.
Seit vor einiger Zeit ruchbar wurde, was Mr. Unschuldsumutung und Freunde so am Telefon besprechen, hat eine seltsame Angewiertheit in dir Platz gegriffen. Dass es diese Burschen arg treiben, war dir bewusst, aber, dass sich Unmoral derart mit Dummheit paart und damit auch noch durchkommt, hat dich dann doch erschreckt. Gib dir ruhig Zeit, um dich von diesem moralischen Schock zu erholen.

Skorpion 24.10.–22. 11.
Jetzt ist genau die richtige Zeit, um etwas für deine Gesundheit zu tun. Mach ein wenig Kraft-Ausdauer-Übungen und versuche Socken und Schuhe frei stehend anzuziehen. Vielleicht wirst du auf dem Zweiten Bildungsweg ein Zirkusbär? Man sollte sich nichts verbauen.

Wassermann 21. 1.–19. 2.
In esoterischen Kreisen wird immer wieder behauptet, dass der Weltuntergang in schwachen zwei Jahren bevorsteht. Ist natürlich alles Unfug. Du könntest das aber dennoch zum Anlass nehmen, um dir für die Zeitspanne bis zum 23. Dez. 2012 einige Dinge vorzunehmen. Überlege, was (oder wen?) du bis dahin erledigt haben möchtest.

Zwilling 21.5.–21. 6.
Der Börse geht es wieder gut. Für die Börsenmakler ist die Krise vorbei. Die Nationen dieser Welt haben es sich viel Geld kosten lassen, damit dieses Pack keinen Grund hat, sich aus dem Fenster zu stürzen. Dafür werden jetzt in Oberösterreich die psycho-sozialen Notfalldienste eingespart. Sollen sich doch die Unterschichten aus dem Fenster stürzen.

Jungfrau 24. 8.–23. 9.
Schade, dass man im Winterschlussverkauf keine Gleichgültigkeit erstehen kann. Angesichts von Mafiaprozessen gegen Tierschützer, der tolldreisten Abzocke von Meischberger und Freunden und den Einsparungen im Sozialbereich wünschst du dir manchmal, dass eine große Wolke aus Gleichgültigkeit auf dich niedersinkt. Aber mit deinem wachen Verstand und dem mitfühlenden Herz wirst du unter diesen Zuständen weiter leiden müssen.

Schütze 23. 11.–21. 12.
Und wieder lässt sich die Sozialdemokratie von der ÖVP am Nasenring vorführen. Während bei den Sozialbudgets an allen Ecken und Enden gespart wird, betreiben Pröll und Co. ihre Klientelpolitik weiter. Bauern und Beamte werden nicht nur geschont, sie erhalten sogar hier und dort kleine Verbesserungen. Du fragst dich, wie weit die Selbstachtung der Sozialdemokraten noch sinken kann.

Fische 20. 2.–20. 3.
«Wo war mei Leistung?» fragt Walter Meischberger sich und seine Freunde. Ein Frage, die auch du dir manchmal stellen solltest (auch wenn du keine fetten Provisionen kassierst.) Gehe in dich und sieh dir an, was an deinem Tun wirklich Bestand und Wert hat. Das machst du weiter, alles andere kannst du getrost beenden.

A S T R O S H O W

CHRISTAS SPARKÜCHE

Nicht-Hawaii-Ananas

W eil unsere Urgroßmütter zu den Erdbeeren noch Ananas sagten, warum auch immer, kriegte die gelbe Ananas den romantischen Insel-Zusatz. Und behielt ihn bis heute, obwohl dort nur noch ein verschwindend geringer Anteil der Weltermte produziert wird. Weltweit führender Ananasexporteur ist heute Costa Rica, und der Österreicher Anton Maurer, der dort im Vorjahr seinen Zivildienst leistete, hat vor Ort recherchiert und Folgendes zutage gebracht.
Der erste ausländische Konzern, der in Costa Rica Ananas anbaute, war Del Monte, heute mit Chiquita und Dole unter den bedeutendsten Produzenten. Vorher war von Kleinbauern auf ihren Feldern hauptsächlich für den Eigenbedarf gepflanzt worden. Die Bauern wurden systematisch vertrieben, ihre Grundstücke wurden von den Konzernen aufgekauft.
Der in der Ananas-Industrie extrem

starke Einsatz von Chemikalien führt bei vielen Arbeitern nicht nur zu Juckreiz, Hautausschlägen und Übelkeit. Langfristig kann es zu Krebs, Unfruchtbarkeit, Lähmungen und zum Tod führen. Die Arbeiter tragen bei ihrer Arbeit, oft an sieben Tagen pro Woche, kaum Schutzkleidung; die konzerneigenen Ärzte spielen die Symptome herunter. Eine Frau, deren Job es war, die Stammreste an den Früchten zu beseitigen und mit einer Chemikalie zu versiegeln (Wohl bekomme 's!), brachte ein Mädchen ohne Arme zur Welt. Zufall?
Jedenfalls wird der Boden durch den Chemie-Einsatz in ein weitgehend steriles Medium umgewandelt. Das ermöglicht nicht nur eine exakte Planung der Produktionsschritte, sondern führt auch aufgrund der Grundwasserbelastung zu substantiellem Fischsterben. Falls es für Fische überhaupt noch genug Wasser gibt, denn dieses wird überproportional zur Bewässerung der Plantagen

abgeleitet. Für neue Anbauflächen wird immer öfter Regenwald gerodet. Aber auch antike Grabstätten können schon mal eingeebnet werden, wenn sie einer neuen Plantage im Weg stehen.
In Europa herrscht angeblich der Gedanke vor, dass der Boykott eines Produkts sinnlos ist, weil dadurch Arbeitsplätze verloren gehen. (Sie ahnen es: «Geht es der Wirtschaft gut ...») Aber wenn Sie überlegen, dass Sie das Riesending von einer Ananas zuerst heimschleppen müssen, sich dann einen Stachel vom Blattschopf in Ihren Daumen rammen, das große Messer schleifen müssen, um sie aufzukriegen, hernach leise fluchend ungefähr die Hälfte des Gesamtgewichts als Abfall runtersäbeln (den schließlich sogar die Hühner verschmähen) und in Ihrem Singlehaushalt dann mindestens ein Drittel verrotten, nachdem Ihnen der Rest mit seiner intensiven Säure die Zunge verbrannt hat –

Nein, mein Gedanke war nicht, Sie zum Kauf einer Konservendose zu motivieren.
Übrigens: Habe ich Sie neugierig gemacht? Die österreichische «Ananas» ergab sich aus dem lateinischen Namen der Erdbeere: *Fragaria ananassa*. Um sie von der Walderdbeere zu unterscheiden, sagte man einst Ananaserdbeere und verkürzte später auf Ananas. Solange hierzulande die «richtige» Ananas nicht bekannt war, stellte das auch kein Problem dar ...
Christa Neubauer

Rezepte unter <http://singlekocerei.myblog.de>

I N F O
Quellen:
Anton Maurer: Die Ananasproduktion in Costa Rica in: SOL Nr. 142/Dez. 2010



Aspirinumsatzsteigernd

1		2	3	4		5	6		7	8		9	10	11		12	13	14
		15				16						17				18		
19	20					21								22				
23							24				25		26		27			
28						29				30								31
32						33			34					35	36			
37		38				39	40	41					42					
						43				44	45			46		47		
		48		49						50		51	52					
53						54								55	56		57	
		58								59								
60									61								62	
						63								64				
														65				

WAAGRECHT: 1. ziemlich schwer und unsittlich, diese strafbare Handlung 15. das Aroma beginnt (sich zu entfalten) 16. eine Schreckensnachricht, solch Botschaft 17. vor ihm und Tag schreibt die Dichterin 18. nur halb fertig sind die Mauern 19. dringend und Eile erfordernd 21. durch Peilung den Standort des nicht immer feindlichen Objektes bestimmen 22. manchmal ist etwas so sicher wie in der Kirche 23. gar nicht rücksichtsvoll der Mann, nur ungehobelt er sich benehmen kann 24. feiner Nadelduft (steigt) kurz (in deine Nase) 25. das Lot ist durcheinander 27. steht für Sächliches 28. fertig mit dem Flascherl, es beginnt die (feste) Ernährung 29. Gerät speichert durch Gas erhitztes Wasser 32. nur die Hälfte vom Rind 34. sagt nur ungefähr, wie spät oder schwer es ist 35. niederösterreichisch – dieser Ausdruck für Lust und Appetit 37. damit krümelt die Bäuerin den Boden 39. manchmal weich, manchmal hart – auch päpstlich oder elektrisch kann er sein 42. in medias ... und zwar ziemlich zügig wird die Sache angegangen 43. dieser Verkehr bringt sommers und winters gute Rendite für Hoteliers – sofern das Wetter passt 46. Strahl wird medizinisch verwendet 48. die Erde ist eine, glaubte man früher 50. kurz und offiziell wird ein Gremium mit einer besonderen Aufgabe betraut 53. Marke steht für Klebstoff 54. berühmt für die Nichtinbetriebnahme in Zwentendorf 58. nach ihm werden nicht nur in Österreich die Ämter verteilt 59. minderwertig ist die Nachahmung des wertvollen Schmucks 60. gemeinsame Agrarpolitik der EU 61. ist er voll, läuft er über 62. beginnendes Emeritendasein 63. sie wurde von Madonna gespielt und verzweifelt gesucht 64. Witwe von John Lennon setzt sich für Frieden und Menschenrechte ein 65. sind die Schuhe nicht zu groß und nicht zu klein, passen sie so

SENKRECHT: 1. GewinnerInnen erhalten auf feierlicher Veranstaltung ihre Preise 2. Karten, verdeckt am Tisch, SpielerInnen bedienen sich reihum 3. Frau liebt andere Frau 4. nicht nur Studentinnen haben manchmal freie Kost und sie 5. misst Längen in China 6. wird eine Fahrkarte für die Rückfahrt geordert, ist meistens auch eine für diese Fahrt vonnöten 7. blickst du lächelnd in den Spiegel, lächelt es zurück 8. Bischof aus Sevilla wurde heiliggesprochen 9. weiblicher Vorname kommt von den Sternen 10. für «Divina Commedia» erhielt er den Titel «Vater der italienischen Dichtung» 11. mitten in die Leut 12. in Bewunderung erregender Weise groß 13. schließt nicht ganz den Magen 14. (muss nicht immer sinnvoll sein) die Beschäftigung mit etwas 20. beruht die Annahme auf einem Irrtum, wird auch die Auslegung so sein 26. viele große Pfeifen – meist in Kirchen aufgebaut 30. im concert, abg. 31. nach der Herstellung noch gar nicht benutzt 33. (das ganze) Fest ist ganz durcheinander 36. liegen zwischen Kanada und Mexiko 38. gäbs dies Wort, hätte man es nach dem Verzehr der Suppe getan 40. tragen die Fußballer bei jedem Spiel 41. Reinhard Mey: ... den Wolken, muss die Freiheit wohl grenzenlos sein 44. lebt in Grönland 45. geltende Regeln für unser Zusammenleben – sind nicht mehr so eindeutig wie früher 47. tun gelegentlich Betrunkene und Vulkane 49. und nochmals so wie 16 waagrecht – und um nichts erfreulicher 51. ist die größte Stadt der arabischen Welt 52. ziemlich häufig – unverhofft kommt so 55. wächst im Meer, sitzt an Felsen und ist verspeisbar 56. kurzer Wohnturm 57. im Volksmund sind sie einfach die Zigeuner – und gar nicht beliebt

Lösung Nr. 288: STOLPERSTEIN

Die Gewinnerin: Sonja KREBNER 2560 BERNDORF

PREISRÄTSEL

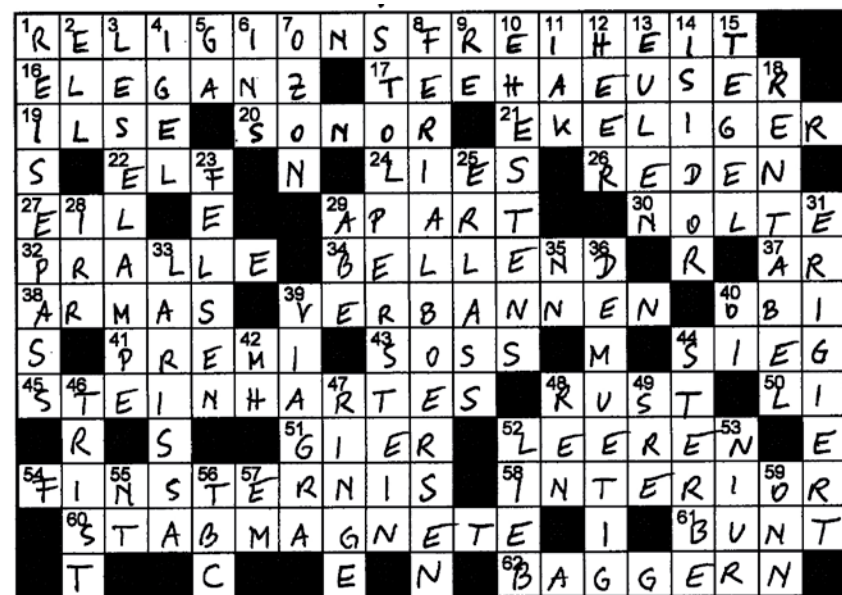
Name: _____

Adresse: _____

PLZ.: _____ Ort: _____

Einsendungen (müssen bis 19. 01. 10 eingelangt sein) an:
AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

KREUZ & WORT LOSUNG FÜR HEFT 288



KLEINANZEIGEN

Spanisch, Englisch und Deutsch fehlerfrei mit Juan Carlos Bagur. Geduld, Erfahrung, günstig, Gratis-Probe. Hausbesuche möglich. Tel.: 01 368 01 47; 0676 592 14 86

Gratis: Belinea 19' Monitor & Tastatur abzugeben. Beides 10 Jahre alt, aber noch funktionstüchtig. Die Helligkeit des Monitors ist etwas zurückgegangen, ist aber für den normalen Betrieb ausreichend. Nur Selbstabholung in 1030 Wien. Tel.: 0676 488 57 72, E-Mail: sting@chello.at

Brauche Hilfe! Suche zuverlässige Autofahrerin mit eigenem PKW für Privatfahrten von Wien nach Gutenstein und zurück. (Preis: NB 35€) Tel.: 0676 508 51 39 (ab 13 Uhr)

Bücher aller Fachrichtungen kauft Sammler zu guten Preisen auch vom Dachboden und Keller. Tel.: 0664 452 38 08, E-Mail: rila1@gmx.at

Augustinverkäufer bietet günstig an: ausmalen, spachteln, Laminatböden und Fliesen verlegen, kleine Reparaturen sowie Gartenarbeiten. Tel.: 0676 394 51 27

Sie haben zu wenig Freizeit? Ich ver helfe ihnen zu mehr, indem ich für sie putze, bügle usw. Österreicherin mit Praxis und zuverlässig. Tel.: 0699 817 707 40 (ab 13 Uhr)

Suche VW-Campingbus aus den 70ern und alte Vespa oder Lambretta. Tel.: 0664 736 447 01, E-Mail: michael-fuchs@aon.at

Fotoapparat analog (= braucht Filme) voll funktionstüchtig, zu verschenken. Tel.: 0676 635 04 03, E-Mail: brigitte.schmid-gaus@chello.at

Kindersachen zu vergeben: Kinderschreibtisch: helles Holz furniert, vier Laden (120 cm lang, 60 cm tief, 70 cm hoch), Spielsachen (z. B. Barbie-Puppen und Zubehör, Lego), etc. Selbstabholung in 1030 Wien. Tel.: 0650 400 15 07, E-Mail: martina.leiner@gmx.at

Gratis-Online-Publikation zum Thema «Ausweiten statt Ausgrenzen – Wege aus sozialer Ausgrenzung und Armut». Potenziell wahrnehmungsverändernd, als Unterrichtsbehelf und zum Hausgebrauch zu verwenden. www.keineuni.net/publikationen. E-Mail: michael.briefkasten@gmail.com

Gitarrist sucht Musiker zur Bandgründung. Tel.: 0676 490 99 67 E-Mail: andreas.roessler@gmx.at

Liedermacher (Gesang/Gitarre/Songwriting) sucht Musiker für semi-professionelle Formation. Tel.: 0699 123 45 243, E-Mail: hanslobitzer@gmx.at

Gratis-Kleinanzeigen: Fax: (01) 54 55 133-30, E-Mail: kleinanzeigen@augustin.or.at oder per Post

TrägerInnen des F13 T-Shirts helfen, eine Idee auszu-tragen: Jeder „Unglückstag“ wird zu einem Feiertag für alle verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einem Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und „Untauglichen“.

NEUE F13 T-SHIRTS: SCHWARZE KATZEN FÜR DIE GRAUE STADT

Männer-T-Shirts NEU!
Größen: S, M, L, XL, XXL
Farben: Schwarz, Rot, Blau, Grün und Dunkelgrau

Frauen-T-Shirts NEU!
Größen: S, M, L, XL
Farben: Schwarz, Rot, Blau, Grün und Dunkelgrau

Spende: EUR 13,- plus EUR 2,- Versandspesen



BIBLIOTICK

Die Dinge reden lassen

Reinhard Wegerth, der zur Zeit des «Arbeitskreis österreichischer Literaturproduzenten» (1971–75) unter dem Pseudonym Leidegott debütierte, hat mit «Damals und dort – Stimmenroman» eine originelle Textsammlung vorgelegt. Das ganze Buch setzt sich aus relativ knappen Abschnitten zusammen, die jeweils einem einzigen Thema gewidmet sind und in denen zumeist Dinge als Erzähler instrumentiert werden. Gleichgültig ob politisches Ereignis oder Alltagsbegebenheit – der Autor bedient sich randständiger Augenzeugen oder diverser Sachen, um sein «Ding» an die Leserin, den Leser zu vermitteln.

Das Bild am Schutzumschlag zeigt nicht zufällig Leidegott im Gespräch mit Bundeskanzler Bruno Kreisky, von dem er seinerzeit zu einem Interview für die Literaturzeitschrift «Löwenmaul» empfangen wurde. Der Text, der aus der Perspektive des «Mediensekretärs» erzählt wird, hält diese Begegnung um die Zeit vor der Volksabstimmung über das Kernkraftwerk Zwentendorf fest.

Mit einer Fülle von knappen Skizzen gelingt es Reinhard Wegerth, den Geist der, wie man im Rückblick erkennt, dynamischen 1970er-Jahre heraufzubeschwören. Sie haben sich durch ein eigenes Lebensgefühl ausgezeichnet, das viel mit Musik, Griechenlandurlaube usw. zu tun hatte. Ökonomisch nahezu eine heile Welt, in der nach dem autofreien Tag, der ebenfalls vorkommt, von Krise keine Rede mehr war, sondern die Löhne und Gehälter sogar real und nicht wie heute bloß nominell gestiegen sind.

«Dort und da» lässt sich als Chronik einer weitgehend untergegangenen Epoche lesen und zaubert einem/r immer wieder ein Schmunzeln auf die Lippen.

Reinhard Wegerth
«Dort und da – Stimmenroman»
Sisyphus Verlag, Klagenfurt/Celovec 2010
190 S., € 18,-



Modernistische Architektur der Extraklasse: die Bauten des Bohuslav Fuchs
Vom Maurer zum «Brünner Funktionalisten»

Von einer Thermalbadanlage, die den Namen «Grüner Frosch» trägt, darf man sich einiges erwarten – und man wird auch nicht enttäuscht. Dieser Bau in einem wild-romantischen slowakischen Landstrich bei Trenčianske Teplice aus dem Jahre 1937 zählt zu den bedeutendsten Werken von Bohuslav Fuchs (1895–1972), der als der Hauptvertreter des «Brünner Funktionalismus» gilt.

In der Zwischenkriegszeit erlebte die Stadt Brünn einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung, der auch eindrucksvolle städtebauliche Spuren hinterließ. Maßgeblich daran beteiligt war der zuerst als Maurer ausgebildete Bohuslav Fuchs, der nach seinem Studium ans Bauamt geholt wurde und dieses ein paar Jahre später auch noch leiten sollte. Fuchs plante nicht nur Einzelbauten, sondern auch ganze Wohnkomplexe. Zu seinen wichtigsten Arbeiten in Brünn zählen das Café Zeman, die Fleischbörse, das Bad im Stadtteil Zábřovice, das Masaryk-Studentenheim, der Pavillon der Stadt Brünn auf dem Messegelände mit der schraubenlinienförmigen Fluchttreppe aus weißem Beton und vor allem das Hotel «Avion». Für dieses Gebäude machte Fuchs aus der Raumnot eine Tugend. Aus dem ursprünglich Vorhaben des Auftraggebers, für eine Baulücke ein Café zu entwerfen, wurde ein elfgeschossiges Ensemble aus Café, Restaurant und Hotel, das nicht nur zum Treffpunkt der Brünner Avantgarde wurde, sondern als sein Meisterwerk gilt.



Ein architektonisches Juwel aus dem Jahr 1937: die Thermalbadanlage «Grüner Frosch» im slowakischen Trenčianske Teplice

Für Architektur im Ringturm kuratierte der wohl profundeste Fuchs-Kenner Jan Sapák gemeinsam mit Adolph Stiller ein kleine, aber aussagekräftige Schau zu den wichtigsten Werken des Brünner Funktionalisten, der, nachdem er Brünn einen ordentlichen städtebaulichen Modernisierungsschub verpasst hatte, weiter in die heutige Slowakei zog, um auch auf dem Land kräftig umzurühren: siehe «Grüner Frosch».

reisch

Bis 18. März bei freiem Eintritt

Chronik eines Gerichtsdramas um unfruchtbare nicaraguanische Plantagenarbeiter
Die Bananas*-Akte

Der schwedische Dokumentarfilmer Frederik Gertten folgt dem auf Personenschaden spezialisierten Rechtsanwalt Juan «Accidentes» Dominguez, der in Los Angeles so etwas wie eine Ikone der lateinamerikanischen Bevölkerung ist und dessen Kanzlei genauso schnurrt wie sein Ferrari. Mit dem Prozess, den er im Namen von einem Dutzend nicaraguanischer Plantagenarbeiter gegen den Dole-Food-Konzern führt, weil sie wegen der Verwendung des tödlichen und verbotenen Pestizids DBCP (Dibromchlorpropan) unfruchtbar wurden, stürzt sich der erfolgverwöhnte Rechtsverdreher in einen Gerichtskrimi, der bis dato zur größten Herausforderung seines Lebens werden sollte. Gleichzeitig

wird er zur Brücke zwischen zwei Welten: gefeiert in den armen Gemeinden von Nicaragua, mit strategischen Business-Wortklaubereien bombardiert im Überfluss-Kalifornien. Die Befragungen der 12 Männer gestalten sich schwierig, müssen doch unzählige Daten und Dokumente auf Prozessstauglichkeit geprüft werden. Allein die bohrende Frage, warum sie keine Kinder haben und von ihren Frauen verlassen wurden, und die Zuversicht, die Dominguez ausstrahlt, bringen diese 12 Plantagenarbeiter dazu, sich vor wildfremden Anwälten und Managern über ein so heikles Thema wie Zeugungsunfähigkeit befragen zu lassen. Diese Verlorenheit lässt Gertten wirken und, obwohl Dominguez

die zentrale Figur sowohl des Filmes als auch des höchst kontroversen Gerichtsverfahren ist und viele Fakten auf das Publikum herunterprasseln, man verliert nie den Blick auf die Menschen, um die es bei allen juristischen Spitzfindigkeiten und Rechtsabsurditäten des Gerichts geht. Und weil der Film das Verbreiten der Gewinnmaximierung (um den Preis des Grundrechts der Fortpflanzung) so deutlich vor Augen führt, wäre er beinahe mittels Unterlassungs- und Rufmordklage verhindert worden – ein Grund mehr, sich diese «Beklopptheit» im Kino anzusehen.

DH

Ab 21. 1. im Top Kino

LH

A U F G ' L E G T



Slobodan Kajkut
«Glue Sniffer» (7"-vinyl)
(Wire Globe Recordings)
www.myspace.com/slobodankajkut
Sinnlosere Tonträger als Singles gab es für mich nicht – bis ich «Glue Sniffer» von Slobodan Kajkut zu Gesicht bekam. Der erste Gedanke: Wenn nur der Inhalt halten kann, was das durchgeknallte Artwork (von Michael Hacker) verspricht, dann dürfte die Post abgehen. Und sie geht ab, da reicht eine Single-Seite (die B-Seite ist nicht bespielt – für was auch?). Mit «Glue Sniffer» eröffnet der Bosnier, der in Graz u. a. bei Georg Friedrich Haas Komposition studierte, einen Reigen von Solostücken, die alle als Singles veröffentlicht werden sollen. Für den Auftakt gewann Kajkut Dimitrios Polissoidis vom Klangforum Wien, um für seine Komposition eine E-Geige richtig zu malträtieren. Auch wenn beide – Tonsetzer und Instrumentalist – eine profunde klassische Ausbildung vorweisen, dürften sie mit diesem fein gesponnenen Lärm wohl nicht so schnell vom Musikverein eingeladen werden.



Scheffenbichler
«Staub» (7"-vinyl)
(early morning melody)
Und noch eine Single, die durch Artwork und Musik besticht. Gleich mit der ersten Veröffentlichung zur 7-Inch-Reihe «early 7» ist dem Label «early morning melody» ein Coup gelungen: «Staub» von «Scheffenbichler», ein kultiges (Dialekt-)Lied der frühen 90er-Jahre durfte mit gut 20-jähriger Verspätung endlich auch das Licht der Vinylwelt erblicken. Limitiert auf 100 Stück – und jedes Cover ist ein Unikat: die «100 Lürche» des Fotografen Klaus Pichler fanden darauf eine neue Zuhause (jedes Cover zeigt einen anderen Lurch). Pichler hatte nichts Besseres zu tun, als herumzuziehen und Lürche, also kleine Hausstaubballen, oder auch Staubmäuse genannt, zu fotografieren. Nicht zu verachten ist auch die B-Seite mit zwei Nummern von Mitgliedern der leider längst verbliebenen «Scheffenbichler». Zum einen Norbert Trummers «Glosscherbn», ein perfides Stück Glas, das an der Donau liegend sich den ganzen Tag denkt (!): «Bitte, steig auf mi drauf»; zum anderen Klaus Tschabitzers (aka Der Schwimmer) Song «Das Letzte – zadnje». Darin heißt es: «I geh jetzt den Tod suchn». Fazit: Physisch nur eine kleine schwarze Scheibe, aber philosophisch ein großes Lehrbuch des Nihilismus.

reisch

Es fiel ein trockener Schwamm in einen Eimer Wasser ...

Die «Kunst» feiert Geburtstag

Am 17. Jänner wird die «Kunst» 1.000.048 Jahre alt, weil der französische Fluxus-Künstler Robert Filliou vor 48 Jahren an seinem Geburtstag beschloss, die Kunst habe an diesem Tag eine Million Jahre alt zu sein. Seine Erklärung: «Ein Mann nahm einen trockenen Schwamm und ließ ihn in einen Eimer Wasser fallen. Wer dieser Mann war, ist nicht wichtig. Er ist tot, aber die Kunst ist lebendig.» Aus diesem Nonsens entwickelte sich nach dem Tod von Filliou im Jahr 1987 das Kunstprojekt Art's Birthday, das mittlerweile weltweit vor allem von Radiostationen durchgeführt wird. Der Kunst soll ein Geschenk gemacht werden, das über Telekommunikationsmittel versendet werden kann, und es soll zu einem regen Austausch der Beteiligten kommen: Filliou träumte von einem «immerwährenden



«A star is born» – eine Performance zum Art's Birthday am 17. Jänner

Foto: TH. WAGENSOMMER

Netzwerk» als Plattform für den Austausch der Kunstgeschenke. Am Art's Birthday ist seit mehr als zehn Jahren auch das Ö1-Kunstradio, ein Sendungsformat für Klangkunst respektive Radiokunst, das sonntags ab 23.03 Uhr sendet, maßgeblich beteiligt – auch mit öffentlich zugänglichen Live-Darbietungen: heuer mit dem Musik-Performanceprojekt «A star is born» der Choreografin und Tänzerin Brigitte Wilfing und des Komponisten und Turntablisten Jorge Sánchez-Chi-ong. Dazu heißt es: «Zum Geburtstag der Kunst wird eine Kunstfigur das Licht der Welt erblicken. Kreiert von den Internet-Usern und den Live-Gästen der Performance, teilt die Kultfigur GiGiGold ihre Erfahrungen aus sozialen, politischen und «Special interest-Netzwerken mit dem Publikum.»

Und Schreihälse aufgepasst! Noch bis zum 16. Jänner gibt es die Möglichkeit, unter www.viralradio.at Schreie via Youtube hochzuladen und einen Monat die Familienbeihilfe zu gewinnen! Der/die GewinnerIn wird am Art's-Birthday-Abend von wem sonst als den «Geschwistern Brüll» bekanntgegeben.

reisch

I N F O

«Art's Birthday»
Montag, 17. Jänner, 20.30 Uhr
Studios 3 und 4 im ORF-Funkhaus
Argentinierstraße 30a, 1040 Wien
Eintritt frei!

Literaturmagazin «Wienzeile» mit Schwerpunkt Obdachlosigkeit

Zwischen Untergang und Studienaufenthalt

Als obdachloser Mensch sei er ausgestoßener von jeder Gemeinschaft der Menschen gewesen «als der Verbrecher, der in seiner Zelle saß und vor Hunger, Krankheiten und anderem Bösen behütet wird», schrieb der Arbeiterdichter Alfons Petzold (1882–1923), der durch den Tod seiner Mutter abdriftete. Gut hundert Jahre später tauchte der deutsche Enthüllungs-Journalist Günther Walraff in die Obdachlosen-Szenen einiger deutscher Städte ein. Sein Bericht weist trotz großem zeitlichen Abstand zu jenem Petzolds erschreckende Parallelen auf: üble Zustände in Notschlafquartieren, welche das Nächtigen unter freiem Himmel bei strengem Frost angenehmer machen, oder behördliche bzw. polizeiliche Schikanen.

Beide Erfahrungsberichte, Petzolds «Der Abgrund» und Walraffs «Unter Null», bilden die Klammer zum Schwerpunkt «obdachlose Schriftsteller» der aktuellen Ausgabe des Literaturmagazins «Wienzeile». Im Editorial konstatiert Gerhard Häupler mit spitzer Feder den Unterschied zwischen einem obdachlosen Installateur und einem obdachlosen Dichter: «Was für den einen ein Untergang, ist für den anderen ein Studienaufenthalt.» Und er liegt damit nicht ganz falsch, wie der Text «Enteignisse» des wohnungslosen Wienzeile-Redakteurs Alexander Schiessling zeigt (auch in dieser Augustin-Ausgabe in einer gekürzten Fassung auf Seite 32f. zu lesen).

Neben weiteren (autobiografischen) Texten und Gedichten von

Autoren mit Erfahrungen vom Leben auf der Straße finden sich in der «Wienzeile» auch Fallbeispiele von Menschen, die am Rand der Gesellschaft leben. Und es gibt einen Alfons-Petzold-Schwerpunkt innerhalb des Schwerpunktes «obdachlose Schriftsteller». Ludwig Roman Fleischer stellt ausgehend von Petzold die Frage «Was ist ein Arbeiterdichter?», und Bernhard Ecker porträtierte den Maler Wolfgang Zeindl, der eine Werkgruppe zu Petzolds später Erzählung «Der Franzl» schuf.

reisch

I N F O

Wienzeile Nr. 57
Einzelheft: € 3,50
Tel. Bestellung unter: 0676 687 26 04
Per E-Mail: wienzeile-redaktion@wienzeile.cc
www.wienzeile.cc

Musikarbeiter unterwegs ... zu den Urmatern heimischer Punkmusik
Endlich Geschichte!



Im Herbst 2010 erschienen zwei Compilations mit Wiener und österreichischem (Früh-)Punk. «De guade oide Zeit» und «Es Chaos is de Botschaft! Es Wurschtln es! 2» – essenzieller Stoff!

Ray Davies von den Kinks sagt in einem Interview Ende des Jahres 2010, dass er glaubt, um dieselbe Zeit nächstes Jahr nicht mehr in der Lage zu sein, vom UK in die USA reisen zu können, darum werde er die Insel möglichst bald verlassen. Dem Journalisten und dem Leser liegt ein «schon etwas paranoid, oder?» auf der Zunge, gleichzeitig – was weiß mensch denn schon? Ein von mir geschätzter Wiener Musiker sagt im Gespräch: «Die lassen auf uns schießen, 100 %» Eine kluge Frau meint lapidar: «Es wird mit Sicherheit noch restriktiver.» Ein sozialdemokratischer Bundeskanzler spricht von einem «professionellen, effektiven Berufsheer», ohne dass ihm die Basis davonläuft oder vernehmlich widerspricht. Gibt es so viele sozialdemokratische UnternehmerInnen, die an einem Berufsbeer verdienen? Oder tut die «Mitgliederpartei SPÖ» der anderen Reichshälfte einen – unentgeltlichen – und kurzsichtigen Gefallen? Nach mir der vorzeitige Polit-Ruhestand bei vollen Bezügen.

Vielleicht ist es die Lektüre, in deren Zentrum ein Apokalyptiker steht, aber 2011 schmeckt mir

nicht, alltäglich und perspektivisch. Damit es wenigstens Ihnen und mir noch ein bisschen lustig wird bis zum Weltuntergang, empfehle ich die Lektüre meines kleinen österreichischen Punkromans «Der Sommer, als Joe Strummer kam», den gibt es seit 10. 1. 2011 bei <http://mcpublish.com>, soviel Eigenwerbung darf sein.

Ich spreng alle Ketten

Ein Kreuz mit der heimischen Popmusik ist, dass sie so geschichtslos daherkommt. Bislang. Diverse gute Kräfte arbeiten an Büchern, die überfällige pophistorische Grundlagen schaffen werden, und zunehmend tauchen Tonträger auf, die beweisen, dass es nicht nur (immer) etwas geben muss, sondern schon immer gegeben hat, unter welchen Umständen auch immer.

Alexander Magrutsch, Jahrgang 1973 hat – 1997 ist der erste Teil erschienen – «Es Chaos is die Botschaft. Es Wurschtln es! 2» – herausgebracht, eine kompakte 16-Titel-Zusammenstellung österreichischer Punkmusik aus den Jahren 1978 bis 1984. Präsentiert wurde «Es Chaos ...» im Oktober 2010 gemeinsam mit «De guade oide Zeit» im U4. «Die guade oide Zeit» ist ein drei LPs und zwei DVDs umfassendes Mammutwerk, mit dem Martin «Panza» Biro, ein umtriebiger Aktivposten der frühen Wiener Punkkultur, in klassischer Punkmanier als Teilnehmer im Sinne kultureller Notwehr und Selbstermächtigung das Bild des Wiener Punks, das etwa die Kunsthallenausstellung «No One Is Innocent»

transportierte, korrigiert. Um nicht zu sagen obsolet macht und in ungleich tauglicheren Ausschnitten dokumentiert, nein, spürbar macht. Wo Magrutsch, der bei der sporadischen Punkband Rainer Stuhlgang singt, bei seiner Auswahl eher musikalische oder «objektive» Maßstäbe anlegt – «eine Liveaufnahme würde ich nie verwenden» – ist Panza naturgemäß «näher» dran, subjektiver, geht aus seiner leidenschaftlichen persönlichen Involviertheit in die Vollen. Gleich 41 Bands gibt es zu hören, zu sehen und zu lesen (im Booklet). Gerade durch diesen unterschiedlichen Zugang ergänzen sich die beiden Musiksammlungen hervorragend, gemeinsam mit der Doppel-CD «Neonbeats» (www.klanggalerie.com) hat der Interessierte einen (noch!) relativ einfach erhältlichen und tauglichen Überblick über das dann doch recht bunte und vielfältige musikalische Treiben der Jahre 1978 bis 1985 im Land mit dem A, das um die magischen vier Buchstaben «Punk» kreist. Mit dem «Austropunkprivatgelehrten» (Gerhard Stöger/Falter) Alexander Magrutsch lässt es sich vortrefflich philosophieren über eine gewisse Erdung und Unmittelbarkeit früher Wiener Punkmusik, während etwa Linzer Bands einen Tick artifizieller, «britischer» klangen, oder darüber, wie isoliert und verbindungslos voneinander die einzelnen Szenen existierten, dass aber gleichzeitig in eigentlich allen Bundesländern entsprechende Bands aktiv waren – «na gut, Kärnten ist halt Kärnten». Oder darüber, wie bescheuert die Bezeichnung «Post-Punk» ist, vielleicht sollte ein Magazin wie «Skug» dazu die Band Biggi Biggs & Die Posträuber befragen ...

Alex arbeitet an einer Diskografie der Musik, die ihn so kickt, dass er sich durchs Internet und Plattenläden «forscht», während Martin Biro damit beschäftigt ist, das Interesse – das an seiner tollen Zusammenstellung und an der Zeit, die sie behandelt – so zu befriedigen, dass es weder zu nostalgischer Verklärung noch zu überkandidelter Mythenbildung kommt. Weil es mehr als genug ist, dass es einmal viel Musik gegeben hat, die sich mit Gusto und Seele am Status quo gerieben hat.

Rainer Krispel

I N F O

«De guade oide Zeit», 3 LPs und 2 DVDs, Panza Platte
<http://de-guade-oide-zeit.grafikwerkstaette.at/cms>
«Es Chaos is de Botschaft! Es Wurschtln es! 2», LP, Luziprak Records, magrutschalex@hotmail.com
Beide Compilations sind – noch! – im Wiener Vinyl-Fachhandel erhältlich.



Foto: Mario Lang

Meine Königin ist Johnny Rotten!

Vergessene Dichter und Denker in der Geschichte der Richter und Henker – Beispiel Hebenstreit (Teil 2)

Wiederaufnahme des Verfahrens

Die in Österreich verbreitete Obrigkeitshörigkeit hat ihr Fundament in einer – aus der Sicht der Eliten gelungenen – Tilgung von Revolution und Widerstand aus der Skala des gesellschaftlich Wünschenswerten. Die Frauen und Männer des Widerstands in der neueren österreichischen Geschichte gelten demnach noch immer nicht als geschichtswürdig. Der Sozial- und Kulturhistoriker Hubert Christian Ehalt, Augustin-Kolumnist, Wissenschaftsreferent der Stadt Wien und Koordinator der «Wiener Vorlesungen», stellt in einem Zweiteiler den Wiener Aufklärer Franz Hebenstreit vor. Den ersten Teil (Heft Nr. 288) füllte der Lebenslauf auf, der mit Hebenstreits Hinrichtung im Jänner 1795 abgebrochen wurde. Im vorliegenden Beitrag geht es um ein konkretes Rehabilitierungs-Projekt.

Die Freiheitsbewegung in der «ersten Wiener Moderne» erhielt den Namen nach dem Monarchen: «Josephinismus»; die nach Hebenstreit

benannte Verkehrsfläche verlor 1937 ihren Namen. Das historische Interesse wurde von Geistes-, Kultur- und Gesellschaftsgeschichte abgelenkt und auf die Taten der kaiserlichen Familie gelenkt. Der gleichermaßen kreative und unbeugsame Aufklärer Mozart wurde zum «lieben Wolfel» verniedlicht, Josef Wenzel Radetzky, der an der Niederschlagung der Revolution von 1848 wesentlich beteiligt war, erhielt seinen Marsch, der jährlich vor den Augen und Ohren der Welt aufgeführt wird ...

Die Geschichte nach diesem österreichischen Zuschnitt hat etwas besonders Heimtückisches: Zuerst wurden die DemokratInnen und WiderstandskämpferInnen beseitigt: physisch, sie wurden ermordet und vertrieben. In der Folge verhinderten Geschichtsforschung und Geschichtsunterricht deren Erforschung, Wahrnehmung und Darstellung in einer größeren Öffentlichkeit, ihre Verankerung im Kanon, im kollektiven Gedächtnis. Zuletzt wurde und wird die Zerstörung von Demokratie und demokratischem Potenzial in einen Mangel an Widerstandsgeist und Widerstandsfähigkeit umdefiniert und somit gleichsam zu einem anthropologischen Merkmal «des Österreichischen»

erklärt – zur sogenannten österreichischen Seele: Die ÖsterreicherInnen denken sich ihren Teil – und sie lassen die anderen reden und handeln.

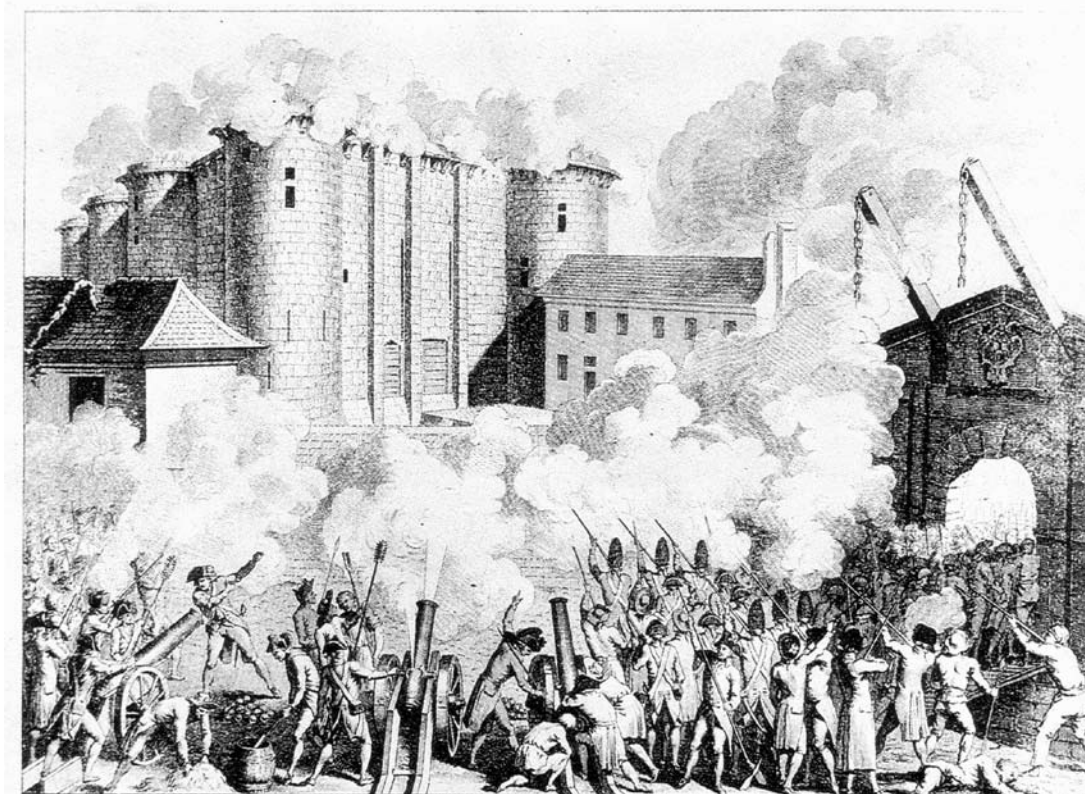
Die Anfechtung des Urteils gegen Franz Hebenstreit und die «Wiederaufnahme des Verfahrens» war also für die kleine Wiener Gemeinde der Hebenstreit-Fans eine nicht weiter aufschiebende Handlung. Die Berufung gegen das Urteil mit dem Anspruch einer vollständigen Rehabilitierung von Franz Hebenstreit war von Arno Pilgram, Ernst Wangermann, Andrea Dusl, Alexander Emanuely und mir eingebracht worden. Es tagte ein Richtersenaat unter dem Vorsitz von Richterin Beate Matschnig und unter Mitwirkung von Richter Norbert Gertsberger und Heinz Mayer. Als Geschworene hatten sich Helene Belndorfer, Gerhard Botz, Isabelle Dupont, Gottfried Fellerer, Heide Hammer, Bernhard Neuwirt, Judith Scheer, Erich Vanecek und Christiane Wendehorst zur Verfügung gestellt.

Den AkteurInnen war durchaus bewusst, dass mit einer Veranstaltung mit Vorträgen und Diskussion nichts ungeschehen gemacht werden kann. Gleichzeitig wissen HistorikerInnen, die sich mit Geschichte, Erinnerungskultur und

Geschichtspolitik beschäftigen, dass Interpretationen, Lesarten, Erzählweisen und der Kanon gestaltbar sind. Es ist möglich, Zäsuren zu setzen, Erinnerungskultur zu modifizieren, von autokratischen zu demokratischen Sichtweisen voranzuschreiten. Eben dieses Ziel haben die Veranstaltung und deren Mitwirkende verfolgt.

Die Rolle Franz Hebenstreits für die österreichische Demokratie

Meine These zur Bedeutung Franz Hebenstreits lautet, dass Gesellschaften auf Kritik, Engagement für Demokratie, gegebenenfalls auf Widerstand angewiesen sind. Ohne dieses Engagement, ohne Utopien, ohne Persönlichkeiten des Charakterprofils und der Aussagekraft von Franz Hebenstreit waren und sind Gesellschaften eiskalt und technokratisch. Warum – so ist zu fragen – saß Franz Hebenstreit in den 80er und 90er Jahren des 18. Jahrhunderts nicht zufrieden im Kaffeehaus und rauchte dort seine Pfeife? Einige Antworten darauf, die in eine Antwort münden: Die gesellschaftliche Ordnung war Ende des 18. Jahrhunderts autokratisch, ihre Durchsetzung barbarisch; Demokratie und Menschenrechte waren noch Utopie.



SIÈGE DE LA BASTILLE, le 14 Juillet 1793. Prise en deux heures et demi de temps, par les Bourgeois de Paris et les braves Gardes françaises. Einnahme der Bastille. Dieses für Staatsverfangene bestimmte Gebäude wurde im Jahr 1370 angefangen, und im Jahr 1592 unter der Regierung Karls V. vollendet. Es wurde den 14. Juli 1793 vom Grunde aus zerstört; alle Gefangenen losgelassen und alle Papiere zerstört. Das Volk rüht an dem kometentenen Richter von Göttingen eine sehr schreckliche Sache aus, schleppte ihn auf den Platz, ermordete ihn mit vielen Steinen, schnitzte ihm das Haupt ab und brach es auf einer Lanze in die Stadt hinein. Auf dem Grunde des niederverworfenen Gebäudes wurde eine Spitze (Obelisque) zum Denkmal der französischen Freiheit errichtet.

Die französische Revolution war aus der Sicht der Herrscher eine global ansteckende «Krankheit». Sie infizierte gar nicht so wenige Menschen aus Wien

so wie Joseph I. und Joseph II. Voltaire, Diderot und Benjamin Franklin und deren Postulate und Imperative gelesen hatten. Die Dumpfheit der damals Herrschenden und die Politjustiz gegenüber Hebenstreit und den anderen «Jakobinern» war unklug und hat Österreich nachhaltig geschadet.

Wien war bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine höfische Stadt, in der Höflichkeit eine symbolische Pantomime zwischen Herren und Knechten war. Wien war die Hauptstadt der katholischen Gegenreformation.

Das Ende des 18. Jahrhunderts, die Jahre der ersten Wiener Moderne waren eine Schlüsselzeit. Sie hätten die Möglichkeit geboten, den Lauf der österreichischen Geschichte nachhaltig im Sinne von Demokratie zu gestalten. Die Politjustiz an Franz Hebenstreit und seinen Mitkämpfern war wesentlich dafür verantwortlich, dass diese Chance für Österreich, aber auch für Europa nicht genutzt wurde.

Das Geschworenengericht unter dem Vorsitz von Richterin Beate Matschnig, das am 28. Juni 2010 im Festsaal des Wiener Rathauses in der genannten Zusammensetzung getagt hat, ist nach Anhörung der Argumente der ExpertInnen und der Verteidigung und nach Abstimmung durch die Geschworenen zu dem Urteil einer vollständigen Rehabilitierung Franz Hebenstreits gekommen. Die Stadt Wien wurde ersucht, mit dem Wiener Kriminalmuseum Kontakt aufzunehmen, um den Schädel Franz Hebenstreits aus der pietätlosen und der Bedeutung Hebenstreits hohnsprechenden Exponierung zu befreien und einer ehrenvollen Bestattung zuzuführen.

I N F O
Alexander Emanuely
Ausgang: Franz Hebenstreit (1747-1795)
Enzyklopädie des Wiener Wissens, Porträts, Band II
Hrg. Hubert Christian Ehalt
www.bibliothekderprovinz.at

Es gab noch immer die Grunduntertänigkeit, den massiven Einfluss auf die privatesten und intimsten Dinge der Menschen durch die Grundherrschaft, die in Österreich bekanntlich ja erst im Jahr 1848 aufgehoben wurde.

Trotz der Reformen unter Joseph II. und Leopold II. wurde in Wien noch 1785 ein Todesurteil durch «Rädern» ausgeübt. «Rädern von unten» bedeutete, dass man dem Delinquenten alle Knochen mit einem schweren, mit Eisen besetztem Rad brach, bevor man ihm endlich auch den Hals brach.

Ich behaupte, dass ein Denken, wie Gesellschaft gerecht gestaltet werden kann, dass die Entwicklung sozialer Utopien eine Grundvoraussetzung für die Etablierung und Einhaltung von Recht, Menschenrechten und Freiheit in der Gesellschaft war und ist. Freiheit, Recht und Menschenrechte sind nie gegeben, gesichert auf ewig, nie geschenkt. Sie müssen stets – neu! – erkämpft werden.

Die vorliegenden historischen Befunde und Akten und die Forschungsarbeiten von Ernst Wangermann u. a. zeigen, dass Franz Hebenstreit nicht Anführer einer gut

vorbereiteten Verschwörung war, sondern ein Intellektueller, der Anstöße dafür gab, die Ordnungen der Gesellschaft kritisch und demokratisch neu zu denken. Das Todesurteil gegen ihn war wesentlich auch auf der Grundlage des Rechtsempfindens und der Rechtsmöglichkeiten des späten 18. Jahrhunderts ein Willkürakt, ein Akt der Politjustiz.

Der Schädel muss aus dem Kriminalmuseum raus!

Das vorliegende Material zeigt eindeutig, dass die im Fall Hebenstreit amtierenden Richter nicht den Stand des Wissens der Zeit hatten, dass sie Handlanger des Monarchen waren und dessen politische Wünsche bedienten, dass sie die rechtlichen Möglichkeiten, die die zeitgenössische Gerichtsbarkeit gegeben hat, nicht in die richterliche Tat umsetzten. Sie handelten ohne Fairness und Sachverständnis. Das Material zeigt, dass in der Verhandlung gegen Hebenstreit Mittel und Methoden eingesetzt wurden, die auch nach dem damaligen Recht nicht beweisfähig waren (Agent provocateur). Die Richter hatten weder die Möglichkeit noch den Willen für einen

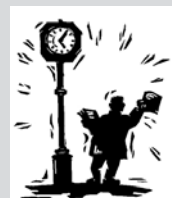
gerechten und unabhängigen Prozess. Sie waren Diener im Sold einer sich neu formierenden absolutistischen Herrschaft.

Franz Hebenstreit war in Wien Anfang der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts ein Mann in Position mit gutem Ruf. Er war Platzoberleutnant und Mitglied – und bald im Brennpunkt – einer Gruppe von Philosophen und politisch interessierten Bürgern. Sie setzten sich mit Philosophie, Dichtung, Flugschriften und Diskussionsbeiträgen für eine neue offene Gesellschaft in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ein. Andreas Riedel arbeitete am Entwurf einer Verfassung; es ist historisch strittig, wie groß der Beitrag Franz Hebenstreits an diesem intellektuellen Projekt war.

Ende des 18. Jahrhunderts war die Aufklärung schon 100 Jahre alt. Ich weise also nachdrücklich darauf hin, dass man in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts wissen konnte, was möglich ist und was möglich sein muss, um eine bessere verfassungsmäßig abgesicherte politische Struktur, in der Demokratie und Menschenrechte ihren Platz haben, zu bauen. Franz I. II. und seinen Beratern war also zuzumuten, dass sie

Bestellschein für ein AUGUSTIN-Abo (25 Ausgaben)

um 85 Euro Geschenkaboo um 85 Euro Förderabo ab 110 Euro



Nur für Geschenkabos: Die Rechnung geht an:

Name: _____

Name: _____

Adresse: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Telefon: _____

Telefon: _____

Einsenden an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Str. 31, 1050 WIEN, Abo-Tel.: 587 87 90, Fax: 587 87 90-30

Manfred Pernice in der Secession: Eine große Schau des Schauens Einladung zum Tanz

Betritt man die Ausstellungshalle der Secession, kann man leicht das Gefühl von Überforderung bekommen. Eine Menge rätselhafter Objekte. Sie scheinen lapidar zusammengewürfelt aus Versatzstücken privater Lebensgeschichte, gewöhnlichen kleinbürgerlichen Gebrauchsgegenständen und skulpturalen Konstruktionen.

An manchen Stellen sind die Wände des Raumes mit Linien bemalt und beklebt. Andere, kaschierende Beklebungen wurden entfernt und so neue Felder abgesteckt. Hie und da stehen rostige Absperrstangen herum. Einzelne Arbeiten erscheinen unfertig. Die Sockeln meist tonnenförmig, kubistisch verschobene Würfel aus Pressspanplatten, Fliesen-Optik. Rechts wird auf einem grauen Teppich die Situation einer Ausstellung ausgestellt: Auf runderellartigen Sockeln ist altes Geschirr präsentiert und mit Beschriftungsschildchen aus irgendeiner französischen Ausstellung musealisiert.

«Skulpturama» heißt Manfred Pernices aktuelle Ausstellung. Wie der Name schon anklingen lässt, arrangiert er eine große Schau des Schauens, ein

Kompendium seines Skulpturen- oder Kunstbegriffs. Ein Park der Blickwinkel, in dem der Betrachter in größtmöglicher Eigenwilligkeit seine Zugänge zu den skulpturalen Angeboten finden kann. Mittels einer lapidar an einen Flakturm erinnernden Empore ermöglicht der Künstler dem Betrachter den vollen Rundum-Blick auf die Ausstellung und ihre Elemente. Es geht um Veränderung der Position, um die eigene Bewegung. Und es kann leicht sein, dass das Herumstreifen durch die unzähligen Formverweise, Spuren und Chiffren, zu einer ungezwungenen Schnitzeljagd wird, bei der man Pernice durch Hinweise auf seine persönliche Geschichte ganz schön nahe kommt – freilich ohne dass dies irgendein Ziel des Spiels darstellen würde.

So verweisen einige größere Keramiken aus der pernicischen Werkstatt wohl selbstironisch auf das eigene Rollenverständnis als Professor an der Akademie in Wien: Zwischen den (Sacher-)Torten steht ein großer Käse, die wotrubeske Tonplastik erinnert an den Vor-Vorgänger. Und man denkt unweigerlich an Claes Oldenburgs Gips-Kuchentheken aus den frühen Sechzigern: «Also tue ich so, als hätte ich eine Rolle: Indem ich den Konditor oder den Fleischer imitiere, spiele ich Arbeiter.» Und dann sind da noch die sieben Socken am Wäscheständer. Eine Hommage an die Diplomarbeit seines Schülers Roman Britschgi, «Das Geheimnis der fehlenden Socke»? Und manchmal denkt man: Da könnte man doch

irgendwie dahinter kommen! Aber eben darum geht es ja gar nicht.

Die formalen Anfeinheiten und die eigene Unsicherheit gegenüber eventuellen Bedeutungen der Arbeiten werden einem bei weiterer Betrachtung zur Freiheit der selbstständigen Lösungsfindung. Der Zugang ist das Begehen, das eigene Drehen und Wenden. Das Ganze ist wie der Zauberwürfel, der mit anderem Zeugs am Drehgestell einer der beiden motorisierten Skulpturen seine Kreise zieht. Die Kunst von Manfred Pernice ist ein Angebot, keine Lösung.

Er zeigt die Welt in einem neuen Realismus

Manfred Pernice hat sich auf dem schrillen Kunstmarkt als Meister des Lauen einen Namen gemacht, als Kartograph des einst Alltäglichen, des Banalen und Unschärferen.

Akribisch sucht er Welt-Orientierung durch absurde Peilungen, verbindet scheinbar zufällige geographisch-historische Informationen und Relikte, welche die Achse seiner Aufmerksamkeit treffen. Sein persönlicher Blick und Winkel als Kurator der subjektiven Welt-Ausstellung. Er sammelt, arrangiert, chiffriert und bietet sie mit musealer Geste – manchmal lapidar ironisch – an. Doch die ironischen Einlagen wollen uns bloß ein wenig über die tiefe Melancholie hinwegtäuschen, mit der das Werk im Bewusstsein der Vergänglichkeit aller Alltagswirklichkeiten, wie auch auf die Ruinen und Scherben von Weltanschauungen und Wahrheiten blickt.

In Pernices Fokus steht oft Alltägliches aus der Nachkriegszeit und besonders der DDR als vermeintlich sicher eingedostes Wahrheitssystem: romantisch wie ein orientalischer Garten und doppelt wahr, nämlich real und existierend. Keramik spielt immer schon eine große Rolle, vor allem Kacheln und Geschirr: Deren Metamorphose von der amorphen, haltlosen Monade zum harten, dichten Gefäß, zur Raum ordnenden, Struktur gebenden Fliese mit der Glasur, welche die saubere Oberfläche bildet. Es sind Selbstverständlichkeiten, welche die Überzeugungen ihrer Zeit tragen. Dann findet man sie am Flohmarkt der Unwichtigkeiten, teils in Scherben.

Pernice zeigt die Welt in einem neuen Realismus: immer noch unfertig, zerfallend, andeutend und unsicher. Doch nun lädt er uns mit seinen sich fast kess drehenden Objekten, mit dem Tanz der Achsen, zum Spiel der Möglichkeiten ein. Das Grundgefühl der Unsicherheit und Verlorenheit tritt zugunsten eines anderen, aktiven Skulpturenbegriffs zurück.

Klaus Gölz



Ein Grundgefühl der Unsicherheit: Im Künstler, im Betrachter

FOTO: OLIVER OTTENSCHLAGER

Textgelände am Feigenhof. Eine Marianne-Fritz-Würdigung Der Warum- und der Weil-Boden

«Zwischen den Baumriesen war es schwer zu fliegen ...», schrieb Marianne Fritz über «Blindschleichendes Herz», das «empor fliegen wollte». Andere fliegen nicht empor, sondern stürzen ab. «Für mich war es Mord», befand ihr Lebensgefährtin Brigitte Schwaiger in der Donau. Eine Begegnung am Rande eines Marianne Fritz-Memorials.



Ein Vorspiel zum Event «Textgelände Wien» fand beim Augustin statt. Ausschnitt aus einer Power-Point-Show

«Was äugst du so mißtrauisch?», tönt eine Stimme, «Sei ungezwungen!» Schnee liegt auf dem Glasdach und tropft herunter, der Wind bläst stark von der Seite, in den Glashäusern stehen lauter Feigenbäume in Winterruhe, kleine dunkelbraune Feigen hängen noch darauf. Weit draußen am Rande Wiens in Simmering führt das Theaterkollektiv «Fritzpunkt» am Feigenhof eine «Fritz'sche Bremsbeschleunigung» vor.

In den Bäumen hängen Lautsprecher, Laufenten kurven herum, Kinderstimmen lesen freudig und genau die Wortspiele der Marianne Fritz. Es klingt, als ob sie selbst Wörter finden, erfinden, deren Bedeutung sie noch nicht so genau wissen. Kinder kriegen Bilder im Kopf bei speziellen Wörtern oder Sätzen – das lieben sie. Deklamieren stolz durch die schwierigsten Worthürden und um die Kurve, mit einem lachenden Unterton und voller Stolz: «Ist die Frage eine Hülle? Dann ist die Antwort einfach: Blu-me.» Es geht immer wieder um das Ober- und das Unterglühwürmchen. Braunes Laub auf den Bäumen, es ist kalt und feucht von unten her auf den Wegen zwischen den Bäumchen. Die ZuhörerInnen rennen den DarstellerInnen hinterher, die in gelben Anzügen wie Seeleute aussehen.

«Textgelände Wien!» nannte sich ein Event, für das sich eine Vielzahl temporärer Fritz-InterpretInnen an verschiedenen Stellen Wiens mit dem Romanfragment «Naturgemäß III» beschäftigten – auch im Augustin (siehe Foto). Fritzpunkt verwendete für seine Abschlussperformance den Feigenhof neben dem Schloss Neugebäude am Himmelreich 325. Elektroakustische Bearbeitungen von Tonspuren aller Textgelände-InterpretInnen durch zwei DJs, Wasser tropft laut, man hört «mächtige Dämonen, die bäuchlings darum bitten ...», ein paar Schritte weiter, «das Trommeln

des Herzens», «immer wieder versucht, ein Herz seinen Brustkorb zu sprengen», «Die Weisheit der Ahnen durfte nur der Urrat ausgraben, der Urrat eingraben». Textfetzen verfolgen einen, schweben zwischen den Bäumen, hängen in der Luft, setzen sich fest und nieder. Figuren tauchen auf und verschwinden wieder, um an anderen Text-Plätzen aufzutauchen: «Knolle», «sieben Pfähle im Leib lassen jedes Wort verstummen» ... Radios hängen in den Bäumen und senden immer nur so Anflüge, «Der Warum-Boden» hört man.

Ein gelber Schauspieler verfolgt mich, ich flüchte vor ihm, dann stellt sich eine Darstellerin neben mich, berührt mich seitlich mit dem Arm und flüstert mir Textteile ins Ohr. Ich muss kichern. Erinnert mich auch an Kindertage, sich seltsame Geheimnisse ins Ohr flüstern und dann ausschütten vor Lachen. «Blindschleichendes Herz wollte Flügel bekommen, wenigstens einen Riss bekommen wollte es, damit der Riss breiter wird. Es trommelt an die risslose Wand, es sucht den Riss, Sprung, der zum Spalt wird, hier muss getrommelt werden, so lange bis es birst. Empor wollte das Herz, zwischen den Baumriesen war es schwer zu fliegen.» «Der Urrat, Knolles Sturz ...», «Das Fest des Lebens, das Fest des Lebens».

Nach dem Stück geht es in der Dunkelheit im eisigen Wind zurück zum Autobus. Ich rede mit Otto Dünser, dem langjährigen Lebensgefährten von Marianne Fritz, über den Tod von Brigitte Schwaiger. «Sie wurde ermordet!», tönt er plötzlich von seiner Höhe herab und schaut mich eindringlich an. «Wenn man mir alle meine Sachen nimmt und die Wohnung, würde ich mich auch umbringen!» Brigitte Schwaiger wurde aus der Schottenfeldgasse delogiert und aus ihrem Lebens-Bezirk, in dem sie jeden kannte und jeder sie kannte, nach Penzing in die Nähe

des Frachtenbahnhofs verbannt. Die Schriftstellerin landete nach der Delogierung in einem «Dachkammerl» ohne ihre Sachen! «Sie wollte da nicht sein! Das sagte sie auch», ruft Otto Dünser. «Wenn man eh schon nicht so stabil ist, einem alles wegnehmen, einen aus seiner gewohnten Umgebung in ein Dachkammerl vertreiben ... Für mich war es Mord. Bis zum Schluss wollte sie in ihre Wohnung zurück.» Ich sage, dass er bitte unbedingt darüber für den Augustin schreiben soll. «Ich bin kein Schreiber», tönt es. «Schreib' du das», sagt er zu mir. «Das wird ja wohl nicht so schwer sein!» Ein anderer Mann, der in der Dunkelheit neben uns geht, fängt an zu lachen: «Was die Fritz schrieb, ist der Maßstab für ihn und nur für ihn, und alles andere Geschriebene ist dagegen leicht ...»

Mit drei Damen saß ich nach dem Stück im Warmen bei Kürbissuppe, Feigenschnaps und Dinkelherzen im Feigenhof am Tisch: der deutschen Kusine der Schauspielerin Anne Mertin, die wie Peggy Parnass aussieht, einer Textildesignerin mit Leopardenhut und der Theaterregisseurin Eva Brenner, die erzählt, dass sie über Weihnachten nach Haifa zu einem Workshop fährt. Resigniert und leicht eifersüchtig berichtet sie, dass ihr bester Freund Peter Kreisky die Ferien mit seiner Frau verbringt. Es ist der 12. Dezember 2010, und sie weiß nicht, dass das liebe und gute Herz von Peter Kreisky, dem immer höflichen Menschen, der zu jedem lieb und freundlich ist, am 27. Dezember seinen Brustkorb sprengen und zwischen den Baumriesen auf Mallorca empor fliegen wird.

«... unaufhörlich ist das Weil, Weil, Weil unser Boden, über den grundloses Dasein gehen muss, ob es will oder nicht, es entkommt dem Weil, Weil, Weil Boden nicht ...»

Kerstin Kellermann

Entdeckungen: Félix Bruzzone und Damián Tabarovsky Die jungen Wilden Argentiniens

Félix Bruzzone, Jahrgang 1976, beschäftigt sich als Sohn so genannter «Verschwundener» intensiv mit dem Schicksal von Waisen der Militärdiktatur. Damián Tabarovsky rechnet in seinem neuesten Roman mit der neoliberalen Ära Argentiniens ab. Der Augustin berichtet über zwei junge argentinische Autoren, weil es andere Medien nicht tun.

«Im März 76 verschwand Papa. Im August – am 23., um genau zu sein – kam ich zur Welt. Und im November [...] verschwand Mama.» Mit diesen Worten beginnt Félix Bruzzones Erzählung «Unter Wasser rauchen». So weit, so autobiographisch. Die Eltern des Autors wurden wie 30.000 weitere Menschen von der Militärdiktatur verschleppt und ermordet. Was ist mit seinen Eltern passiert? Waren seine Eltern Kriminelle, wie es manche behaupten? Der kleine Félix wuchs bei seiner Großmutter auf, und es beschäftigten ihn so viele Fragen, über die er mit anderen nicht reden konnte. Und so griff er zur Feder: «Mit dreizehn oder vierzehn begann ich zu schreiben und hörte damit nicht mehr auf», erklärt der Autor im Interview.



«Eine mit Intelligenz ausgestattete Spottlust»: Damián Tabarovsky (links) mit Verleger Heinrich von Berenberg

Bereits in seinem ersten Roman «Los topos» («Die Maulwürfe», 2009) treibt die Suche nach einem vermeintlichen Bruder einen Waisen der Militärdiktatur in den Wahnsinn, ohne dass dieser mit Sicherheit weiß, ob es diesen Bruder je gegeben hat.

Der humpelnde Vergleich

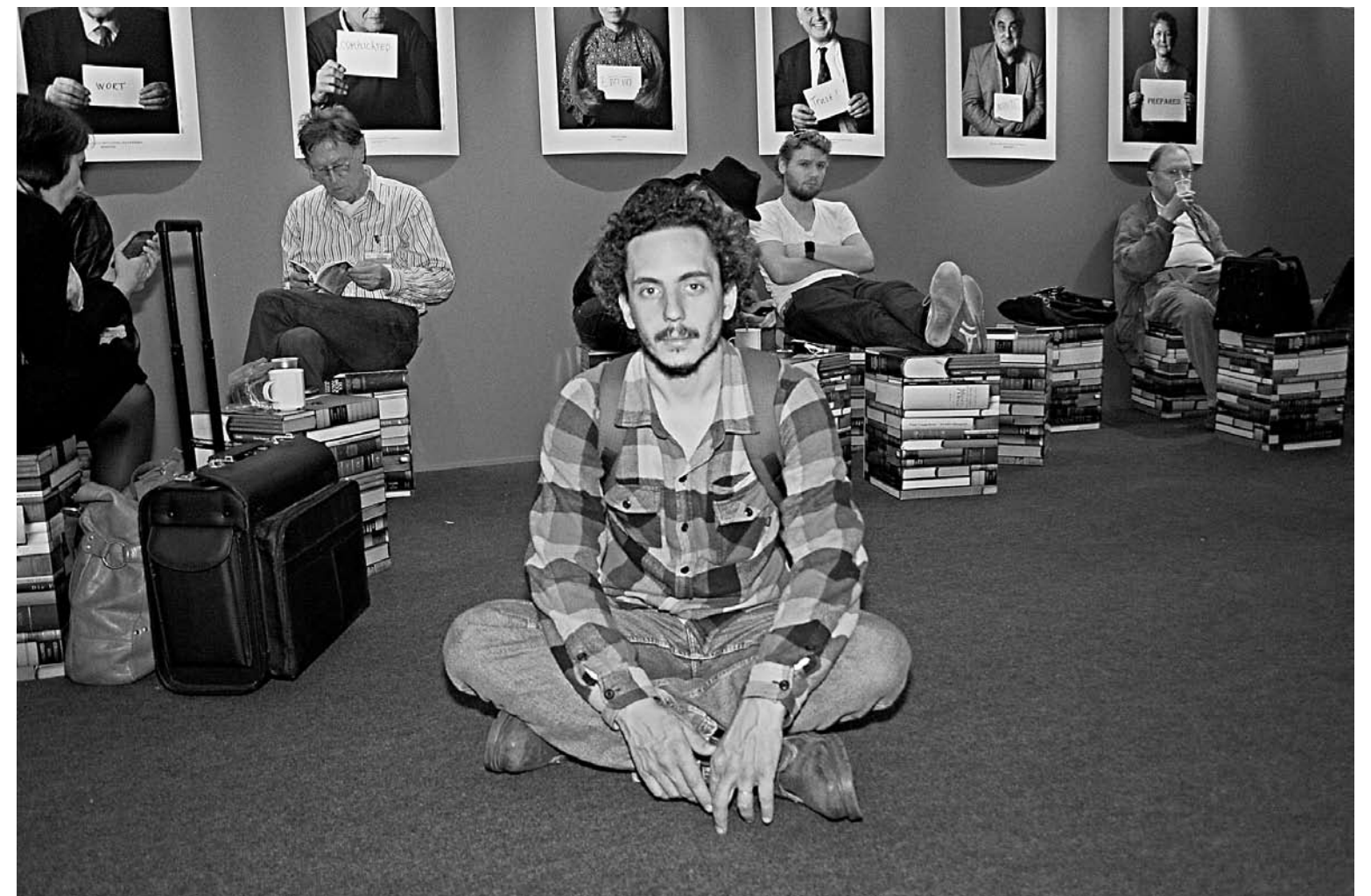
Auch in seinem nun in deutscher Sprache vorliegenden Erzählband «76» sind alle Protagonisten Kinder von Verschwundenen, allerdings in sehr unterschiedlichen Lebenslagen. Da ist ein kleines Kind, das vom Schicksal seiner Mutter aus Dialogen zwischen Tante und Großmutter erfährt, da ist ein etwa zehnjähriger Junge, der einen «Playboy» kaufen muss, um seinen Spielkameraden zu beweisen, dass er auch zu ihnen gehört, obwohl er keine Eltern hat, da ist ein Jugendlicher, der den Hijos – der Organisation der Kinder von Verschwundenen – nicht beitrifft, um die Welt zu verändern, sondern weil er dort ein nettes Mädchen kennenlernt. Und schließlich ist da noch Mota, der sich mit dem Entschädigungsgeld für die Ermordung seines Vaters einen Unimog kauft, um sich mit einem Lieferservice eine wirtschaftliche Basis zu schaffen. Dieser Unimog wird zum Symbol für den Malwinen-Krieg gegen England, durch den die Militärjunta kurz vor ihrem Abgang noch hunderte Rekruten in den Tod geschickt hat.

Félix Bruzzones Sicht auf die Diktatur ist die einer neuen Generation: «Möglicherweise ist es für uns etwas leichter, darüber zu schreiben, weil wir das nicht selbst erlebt haben. Es steht nicht mehr unsere eigene Erfahrung auf dem Spiel, sondern die Erinnerung anderer. Wir arbeiten bereits mit Textoberflächen», erklärt er dem Augustin. Trotz seines Schicksals betrachtet er seine Lebensgeschichte mit erstaunlicher Nüchternheit: «Ein Kind von Verschwundenen zu sein ist wie ein Umstand; als würde man humpeln.» Und so will Bruzzone auch nicht für alle Kinder von Verschwundenen sprechen, da sie eben so verschieden seien wie Menschen, die humpeln würden. Er selbst habe von seiner Umwelt immer eine Art Mitleid verspürt, wobei nicht klar war, ob es ein Mitleid für den Sohn von Verbrechern oder den Sohn von Opfern war. Das Klima habe seiner Meinung nach umgeschlagen, seitdem die Militärs vor Gericht stehen und sich öffentlich für die Ermordungen rechtfertigen.

Die Pathologie des Neoliberalismus

Mit medizinischen Problemen abseits des Humpelns hat Damián Tabarovskys Protagonist Dami in seinem Roman «Medizinische Autobiographie» zu kämpfen. Der Soziologe, der in einem Consulting-Unternehmen arbeitet, erleidet immer knapp vor seinem großen Karriereprung eine sprichwörtlich schmerzliche Erfahrung: Augenprobleme, ein Bandscheibenvorfall, eine Allergie, ein eingewachsener Zehennagel oder ein seltener Virus lassen ihm stets den Zug vor der Nase davonfahren. Aber was macht Dami falsch? «Er will ein Winner sein. Zu siegen hat aber keinen Sinn. Der Roman führt vor, dass man zum Verlierer wird, sobald man beschließt, ein Gewinner sein zu wollen», erklärt Damián Tabarovsky, der übrigens dem Augustin viel lieber ein Interview gibt als jedem Mainstream-Medium. Gegenüber der österreichischen Zeitung outet er sich als Karl-Kraus-Fan.

Die argentinische Literaturszene hat Damián Tabarovsky mit seinem Buch «Literatura de izquierda» («Linke Literatur») gehörig aufgemischt. Er vertrat darin die These, dass sich viele AutorInnen selbst als politisch links betrachten, in ihrem literarischen Werk jedoch höchst konventionell und konservativ vorgehen. Und damit stieß er eine Reihe hoch angesehener SchriftstellerInnen vor den Kopf. «Wenn Canon oder Volkswagen eine Marketing-Kampagne fahren, dann empört sie das,



Für ihn ist sein Schicksal wie für jemand anderen sein Humpeln: In aller Nüchternheit stellt sich Félix Bruzzone den Fragen, die ihm das Leben stellt

nicht aber, wenn es ihr eigener Verlag tut», schmunzelt Tabarovsky. Nach einem ersten Aufschrei ist «Literatura de izquierda» zu einem Referenzwerk geworden und in eigenständigen Ausgaben in Brasilien, Chile, Mexiko und Spanien erschienen. Aber wie muss linke Literatur seiner Meinung nach aussehen? Sie müsse ein gesundes Unwohlsein gegenüber dem System ausdrücken: Verlage, Literaturpreise, Medien, Erfolg ... Und gleichzeitig müsse die Syntax zu einem literarischen Schlachtfeld werden. «Literatur ist nicht revolutionär, wenn sie nicht auch mit dem Text etwas Revolutionäres tut», poltert Tabarovsky.

Um nichts verlegene Verleger

Und so ergießt sich der fiktive Erzähler des Romans «Medizinische Autobiographie» auch in philosophischen, medizinischen und literarischen Diskursen, die wie ein Protest gegen ein utilitaristisches Verständnis von Literatur wirken; Diskurse, die nichts mit den Gedanken des Protagonisten zu tun haben, wie beteuert wird. Diese mit viel Intelligenz ausgestattete Spottlust, diese Musik in der Sprache hat auch Heinrich von Berenberg fasziniert, der sowohl Felix Bruzzone als auch Damián

Tabarovsky für das deutschsprachige Publikum entdeckt und bei Tabarovskys Übersetzung selbst Hand angelegt hat. Der Berliner Verleger hatte die beiden bei einer Präsentation kleiner, unabhängiger Verlage kennengelernt. Damián Tabarovsky und Félix Bruzzone machte der Zusammenbruch der argentinischen Wirtschaft im Jahr 2001 nämlich auch zu Kleinverlegern. Nachdem sich die großen spanischen Verlagshäuser aufgrund der Krise aus dem Land zurückgezogen hatten, war wieder Platz für junge, unabhängige Unternehmen. Argentinische AutorInnen mussten nicht länger durch das «Nadelöhr» Madrid, um bekannt zu werden. Als eine Art Guerilla-Taktik beschreibt Tabarovsky das schnelle und flexible Handeln dieser Kleinverlage, die damit stets den Elefanten am Markt zuvorkamen. Nicht nur für bisher kaum bekannte AutorInnen wurde nun Raum geschaffen. Auch die angeblich schwer kommerzialisierbaren Genres «Kurzgeschichte» und «Lyrik» bekamen wieder Aufwind.

Damián Tabarovsky lässt keinen Zweifel daran, dass «Medizinische Autobiographie» eine Abrechnung mit Neoliberalismus und Krise in Argentinien ist. Nicht ohne Grund wurde er nach dem Erscheinen auf Griechisch

von vielen griechischen JournalistInnen gefragt, was Griechenland den tun müsse, um nicht zu einem zweiten Argentinien zu werden. Heinrich von Berenberg schlägt in dieselbe Kerbe und vergleicht die künstlerischen Freiheiten, die sich in Argentinien Anno 2001 aufgetan haben mit jenen Spaniens nach dem Franco-Regime oder Ostberlins unmittelbar nach dem Fall der Mauer. Dass der Zusammenbruch wirtschaftlicher Systeme auch zum Ende des Kapitalismus führt, diese Hoffnung dürfen wir uns allerdings nicht machen. Tabarovsky ist sich auch sicher, dass die ArgentinierInnen Carlos Menem nach ein bisschen Kosmetik wieder zu ihrem Präsidenten wählen würden. Denn auch seinem Protagonisten Dami fehlt es an Reflexionsvermögen. Er stolpert – wie man im Spanischen so schön sagt – immer über dasselbe Bein.

Text und Fotos:
Florian Müller

I N F O

Buchtipps:
Félix Bruzzone: 76. Übersetzt von Markus Jakob.
Damián Tabarovsky: Medizinische Autobiographie. Übersetzt von Heinrich von Berenberg.
Beide erschienen im Berenberg-Verlag 2010.

Pendeln: Wien und zurück nach Wien

Fahren nach Wien im Zug, fahren nach Wien im Auto. Dann wieder zurück nach Bern, immer schon mit der nächsten Wienzeit im Kopf und im Kalender.

Zwischen Wien und Wien sind die Gedankenspiele in Bern: Fünfhundert Meter von meiner Haustür weg, dort am Kreisel, wo sich vier Straßen gabeln, die eine zurück zu meinem Haus, dann die kleine nichtsnutze hin zum Flussniveau hinunter, die andere benötigt, um nach hunderterlei Nebensächlichkeiten wenigstens auch ein-, zweimal im Jahr Milano, dann Venedig anzupfeilen, und eben die vierte, die nach Wien. Wieder einige hundert Mal nehme ich diese Wiener Straße, schlage damit Wien ein und fahre die kleinste Anfangsstrecke des Weges, der mich schlussendlich am Praterstern vorbei zum Max-Winter-Platz brächte – und gelange vorläufig und kleinmütig ins Einkaufszentrum oder einen anderweitigen innerstädtisch verbleibenden Berner Ort. Wenigstens den Gedankenkitzel kann ich auskosten: Was wäre, wenn ich jetzt durchfahren würde, einfach weiter, ohne Gepäck zwar, egal, einfach durch, ein kurzes Telefonat noch, ich sei nicht zu erwarten hier, weil ich eben dort, einfach weiter, zehn-elf Stunden und ich hätte Wien erreicht. Wann würde ich ankommen? Nur den Schlüssel müsste ich noch dabei haben, alles andere ließe sich machen.

Gedankenspieler bei der Wegfahrt von der Tankstelle: Fahrvorrat hätte ich jetzt, bis Innsbruck sicher, nach einem Zwischenhalt im Café Central noch einige Liter und bis Wien würde es reichen. Wiener Parkscheine hab ich dabei, Autobahnvignetten an der Scheibe, Straßenkarten auch noch für Ungarn, das Auto wäre bereit und nimmt doch mal, das Datum ist gekommen, am Kreisel fünfhundert Meter von meiner Haustür weg die Wiener Straße, die natürlich nicht Wiener Straße heißt, bloß aus der tiefer gelegenen Stadt hinauf-hinaus in den nächsten Schweizer Kanton, den Aargau führt. Strebe also über den Aargauerstalden der Ausfahrt Berns zu, um vor dem violetten Max-Winter-Platz-Parkzaun wieder zum Stehen zu kommen. Die Straßen Bern-Wien abspulen, elf Stunden die Maschine am Werk halten. Von hier nach dort, neunhundert

Kilometer und schlussendlich die Feststellung: Der Zaun wurde neulich grün angemalt.

Zwischendurch eine Leichtigkeit durch das Nicht-mehr-dort- und Noch-nicht-hier-Sein.

Zwischendurch ein Stolz, beides zu haben.

Zwischendurch erwartungsvolle Freude und das angenehme Gefühl, unterwegs zu sein.

Zwischendurch eine Raststätte, kurzer Aufenthalt in der seltsamen Betriebsamkeit dieser anonymen, flughafenähnlichen Zwischenwelt. Ruhepausen auf einem Parkplatz, mich unterhaltend am hier stattfindenden Zufallstheater, an Momentschauspielen in Permanenz, mit Akteuren, die sich umtriebiger um Erfrischung, üble Mägen, defekte Motoren, schreiende Kinder, gelangweilte Hunde, aufgestaute Gefühle oder versteifte Gelenke kümmern, mich in meinem Zuschauersessel amüsierend über die allerartigen Belange von Privat- und Berufsschauffeuren, um schlussendlich weiterzufahren, vorbei an Autoschlafnern von fern, KR, LT, TR, RUS, an Fahrenden, wirklich Fahrenden von F, RO, HU, komischerweise auch D, die noch Momente bleiben, bis ihre flatternde Wäsche zwischen Auto und Wohnwagen getrocknet sein wird, weiter, die nächste Etappe, Wien entgegen.

«Das Café Central wirkt sehr wienerisch»

Von Bern weg ist bereits Feldkirch ein bisschen Wien und das Café Central in Innsbruck wirkt sehr wienerisch. Umgekehrt von Wien kommend ist Feldkirch so fürchterlich und das Central etwas zu herb, um als ein Wiener Kaffeehaus dazugehen. Unterwegs, ob nach hier oder dort, überfällt mich regelmäßig in den Café-Central-Sesseln die Müdigkeit, nicht zu beheben mit Kaffee, nicht mit Frittatensuppe, und die Befürchtung, die zweite Reisehälfte nicht mehr durchstehen zu können. Ermattet im Gesamten, mit überanstrengten Augen, beängstigt durch Regen, schlimmer noch Schnee, Kopfschmerzen.

Mühsam dann das Weder-hier-noch-dort-Sein.

Mühsam beide Orte haben zu wollen.

Unangenehm, das stundenlange Unterwegssein.

Ärgerlich, sich in die aufgesetzte Verbindlichkeit der Raststätten zu begeben, mühsam die Langeweile, vielmehr die Ewigkeit der noch verbleibenden

vierhundertfünfzig Kilometer zu ertragen, dabei konstant dem Druck ausgesetzt, diesen lauernden Kilometern mit absoluter Aufmerksamkeit begegnen zu müssen. Glücklicherweise hats nie viel Verkehr auf der Inntalautobahn, und endlich, nach Walserberg heißt es erstmals Wien auf der Kilometertafel, noch viel schöner dann beim Mondsee nach Salzburg, übergroß: Wien. Angebracht, als gäbe es nur zwei mögliche Richtungen: Entweder man geht nach Salzburg, oder man geht nach Wien. Nicht schwer, Salzburg zu verwerfen.

In Oberösterreich ist immer Nacht, zumindest in Blickrichtung Wien, und wenn ich durchfahre. Dieser Weltteil scheint einem anderen Gesetz unterworfen, Tages- und Nachtwechsel finden nicht statt, hier ist es immer finster. Zudem scheint gerade da, wohl wegen der durchgehenden Finsternis, der Teufel hinter jedem her zu sein, und zu entkommen ist ihm allein durch Rasen, Brettern. Der rechte Fuß drückt das Pedal, nur hindurch durch das schwarze Niemandsland mit den endlosen noch finsternen Wäldern, aus denen sekundlich ein Reh hervorschießen könnte.

Dieser Zwang löst sich durch den Lichtschimmer vom Auhof, die Straßenlampen, die das Ende der Westautobahn begleiten und die Reklametafeln «Wien wartet auf dich», «Wien ist anders», «Wien, wo du eintauchst, aber nicht untergehst» machen, das ich lächelnd das Ortsschild begrüße und – geschafft, jetzt kann ichs gelassen nehmen – in die Schönbrunner Straße, dann in die Rechte Wienzeile einmünde. Trotz der elf Stunden Fahrt ist der Wechsel von dort nach hier schlussendlich doch plötzlich vollzogen.

Die Sitznachbarn sind zu nah

Nächte auf der Autobahn und Nächte im Zugabteil. Stunden, die mir das Zeitgefühl irritieren und Datumsgrenzen verschieben, unsicher machen, was zu gestern, schon zu heute oder gar zu vorgestern gehört. Die Zeit ist überdehnt und komprimiert gleicherweise. Neun Zugstunden, zehn, sitzen auf dem gleichen Platz, Gewicht mal nach links, mal nach rechts verlagernd, frierend immer, der Nacken schmerzhaft, die Sitze zu eng, die Nachbarn zu nah. Alle sind sie abstoßend in ihrer abstandslosen Präsenz, wenn sie ihre Schuhe ausziehen, einnicken, die Münder offen stehen haben, schnarchen, in ihrem Gepäck rumwühlen, ihre auf praktisch ausgegerichtete Freizeitgarderobe, das hässliche Zeug hervor klauben, schlimmer noch zu picknicken beginnen, die zu Hause

geschälten Äpfel kauen, die Sandwichs abbeißen, Finger abschleckend die Mayonnaise zusammenkehren. Die Atemluft durchmischt nun mit Sockengestank und Apfelfäulnis, Mundaustünstung der gähnoffenen Münder, angereichert mit Hust- und Schnuezbakterien. An Schlaf ist nicht zu denken in dieser Lage. Und doch hält der Zug dann unvermittelt in Innsbruck, ohne dass ich von den Arbergklimmereien und dem in den Kurven schleifenden Eisen etwas mitbekommen habe. Einer der Abteilmachern scheint irgendwo ausgestiegen zu sein, weder sein Aufstehen, Kofferbehändigen, noch das Abteiltüröffnen habe ich mitgekriegt. An welcher Station mag das gewesen sein?

Zwischenwände scheppern. Müsste diese Belästigung, um mich nicht zu ärgern, als Rhythmus begreifen. So wie John Cage den in seine Wohnung dringenden Lärm der Avenue of the Americas und das von Lastwagen ausgelöste Toben, wenn sie über das Baustellenblech vor seinem Haus fahren, zu Musik und Rhythmen deklarierte; interessanter zudem, als alle die in üblicher Musik auf Teilungsverhältnisse von zwei, vielleicht noch drei, basierenden. Fenstererschütternder Lärm wegen eines Kreuzungszuges, ab und zu die Schiebetüre, Handys immer wieder. Zwischenwandgeschepper immer noch. Die überhellen Lampen nehmen der durchbrausenden Landschaft die sichtbare Existenz. Bloß akustisch ist erkennbar, dass eine Brücke befahren wird. Der Zug scheint dauernd zu beschleunigen. Nach Langem aber doch ein Auslaufen, Gleiten, Lichter gibt's wieder vor den Fenstern, ein breites Geleisfeld, Abbremsen, ein Ruck. Auch die Zwischenwand hat Pause.

Ich sitze, warte auf Zürich, sitze, warte auf Wien. Lausche den Klängen der Reise: den Zwischenrufen der Kontrolleure, dem Rascheln der Sandwichpapiere, dem Wechsel der Dialekte der Mitreisenden, dem erstaunlichen Sprechen der Japaner, höre zu mit einem Lächeln auf den Lippen, – um in der Geste des Lächelns zu bleiben, das als Einziges der Vielfalt der Erscheinungen der Welt angemessen sei. Ich glaube, John Cage sagte das, zu ihm würde es passen. Ein Lächeln über die Vielfalt der gleichen Reise, ein Lächeln für die Ankunft.

Iris Gerber



ILLUSTRATION: CARLA MÜLLER

Enteignisse

Obdachlosigkeit sei in Österreich kein Nebenprodukt der allgemeinen Verhältnisse, sondern ein Zustand der Psyche, meint der Autor der «Enteignisse». Die Redaktion teilt diese Meinung nicht, möchte aber diesen Text eines (freiwillig!?) obdachlosen Schriftstellers den Augustin-LeserInnen nicht vorenthalten.

I. JOSI

Zuerst höre ich die raue Basstimme von Lech Kaschinsky. Dann sehe ich sein weinrotes Gesicht. Er tackert und trackert wie ein alter Traktor:

«Hastu Zigarette?»

Ich biete ihm Tabak an.

«Kannst du mich drehen?»

Er nervt mich, aber ich drehe ihm eine. Er torkelt und humpelt davon. Ich weiß von ihm nur, dass seine Frau und seine beiden Kinder bei einem Autounfall ums Leben kamen. Er hat ein künstliches Hüftgelenk und möchte sich dezidiert zu Tode saufen. Diese Kurzfassung einer Tragödie macht anschaulich, was Enteignisse sind. Der Kaffee kostet vierzig Cent im Obdachlosenklub an der Josefstädter Straße. Ich komme schon seit Jahren hierher, ob ich eine Wohnung habe oder nicht. Jetzt habe ich keine Wohnung und schlage die Zeit tot. Die Tage ähneln einander wie eineiige Zwillinge. Ein neues Buch wuchert in mir wie Krebs, oder der Krebs wuchert in mir wie ein neues Buch (vielleicht über Unsterblichkeit). Wollte man sich hier, in der JOSI, ausruhen, müsste man taub sein. An die hundert Leute erzeugen einen Höllenlärm. Fast alles Männer. Eine der wenigen Frauen, eine blonde, spricht den ganzen Tag mit einer alles durchdringenden Stimme. Sie redet und redet und hört niemals auf zu reden. Sie redet auch

noch beim Zähneputzen und im Schlaf, wie ich glaube. Sie übertönt alle und alles. Sie ist mir besonders letzten Sommer aufgefallen. Sie entblößt sich so gewagt und mit einer Selbstverständlichkeit, dass mir die Luft wegbleibt. Ihre Superminirocke enden knapp unter dem Schambein. Ihr mattes weißes Fleisch wulstet sich aus allen Nähten und schwillt unbekümmert über jede Form hinaus. Wenn sie sich bückt, hebe ich die Augen zum Himmel. Am liebsten lästert sie über Männer. Sie saß ein paar Mal im Gefängnis – hat ihre Typen verprügelt. «Ich hau lieber, als mich hauen zu lassen», sagt sie oft. Sie wird mir von Tag zu Tag sympathischer. Manchmal erscheint sie ganz in Leder, mit hohen Schaftstiefeln. Sie ist durchaus eloquent, redet schnell und flüssig.

«Siehst du hier Männer?», fragt sie ihre Freundin.

«Ich sehe keine», beantwortet sie ihre eigene Frage. Niemand widerspricht ihr. Ich schätze sie auf fünfzig. Der Raum ist, wie jetzt im Winter immer, überfüllt. Die wackligen, runden Tische sind alle besetzt, man findet kaum Platz zum Stehen. Eine Theke, wie im Kaffeehaus, teilt den Raum, dahinter stehen fünf oder sechs Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen. Sie schenken den Kaffee aus, sorgen für Nachschub bei Broten, Butter und Marmelade, geben Handtücher zum Duschen aus, setzen randalierende Besoffene vor die Tür, lassen friedliche Junkies herein, kurz: Schupfen den Laden und versuchen ein gewisses Gleichgewicht herzustellen. Sie sind der verlängerte Arm der Gemeinde Wien, die all das hier finanziert, auch ihre Gehälter, sie sind die Verwalter des Elends, sie sind das Gesicht und das Herz der Sozialarbeit. Sie stehen wie ein kleines Rudel hinter der Barriere und domptieren das große davor.

Päng! Mich trifft fast der Schlag. Dann sehe ich aber unseren Taubstummen, der die leeren Tassen abräumt und dabei Krach schlägt

wie ein Luftangriff. Er selbst hört's ja nicht. Die Luft, die wir atmen, besteht aus Kochdünsten aus der offenen Gemeinschaftsküche, die sinnigerweise zugleich die Waschmaschinen und Trockner enthält, aber vor allem aus Qualm von hunderten Zigaretten. An meinem Tisch hängt ein Junge von vielleicht zwanzig Jahren vom Sessel hinunter – kurz bevor er fällt, richtet er sich wieder auf. Sofort neigt sich sein Oberkörper wieder zur Seite. Und so geht das jetzt schon seit einer Stunde. Das synthetische Substitut für Heroin versetzt ihn in die Grauzone zwischen Tod und Leben. Nur dort scheint er es erträglich zu finden. Ein hübscher Junge, schick gekleidet, völlig down. Draußen ist es eiskalt, ein schneidiger Wind rasiert dir die Ohren und Lippen ab, die Nase wird sofort zum tropfenden Eiszapfen. Trotzdem stehen ein paar warm eingepackte Alkis vor der Tür und trinken Wodka und Bier. Ihre Sucht ist wie die paulinische Liebe: Sie duldet alles. Zehn Uhr vormittags, der Tag liegt leer und eisig vor mir, und ich spiele ein paar Möglichkeiten durch: duschen und Kaffee trinken oder duschen und Weinhaus Sittl. Also duschen, Kaffee trinken, dann Weinhaus Sittl. Die Stimme der Blondinen bohrt sich von allen Seiten in meine Gehörgänge, das Stehaufmännchen an meinem Tisch neigt sich und richtet sich in einer unerträglichen Endlosschleife wieder auf.

Nach der Dusche rasiere ich mich, und zwangsläufig muss ich dabei mein Gesicht genau betrachten. Ein abgezehrtes, verlebtes Gesicht; unter den Augen haben sich tiefe Furchen gebildet. Mit meinen siebenundvierzig Jahren sehe ich aus wie sechzig. Nach der Rasur ist es etwas besser.

Einer der Alkis vor der Tür liegt jetzt auf dem gefrorenen Boden und versucht vergeblich, sich aufzurichten. Zwei Sanitäter reden auf ihn ein, ohne Erfolg. Er lallt und schreit, versucht die beiden abzuwehren, die ihn schließlich gewaltsam auf die Tragbahre hieven, festschnallen und in den Rettungswagen schieben. Ich kenne ihn, er ist ein kleiner widerlicher Typ, der immer im Rapid-Dress herumläuft und auf die Gelegenheit lauert, einen Schwächeren niederzuschlagen. Oft unterschätzt er seine Opfer, und so ist meist er der Unterlegene. Ich habe ihn noch nie ohne irgendeine Verletzung gesehen. Sein untätiges Gehirn ist durch die permanente Alkoholeinwirkung auf die Größe einer Erbse geschrumpft. Die Kälte treibt mir Tränen in

die Augen, und ich laufe ins Gasthaus, das in dieser Sekunde aufmacht. Hier endlich ist es ruhig. Ich bin der einzige Gast.

II. Existenzielle Obdachlosigkeit

Eine gewisse Verwandtschaft mit der Umgebung spüren: zu Hause sein. Sich identifizieren mit den Verhältnissen. Mit der eigenen Sozialisation übereinstimmen, überhaupt, mit sich selbst weitgehend übereinstimmen: Das ist die Matrix der Zufriedenheit. Wo das Soziale und das Subjektive auseinanderklaffen, oder, weit auseinanderklaffen, entstehen zwangsläufig Probleme. Ein Facharbeiter, Mechaniker, verheiratet, ein Kind. Seine Mutter wird von ihrem Lebensgefährten ermordet, seine Frau betriegt ihn. Diese Enteignisse verwüsten seine Psyche dermaßen, reißen zwischen ihm und seiner Arbeits- und Lebenswelt einen Graben auf, den er nicht mehr überspringen kann. Er verliert die Lust an der Selbstorganisation, lässt sich fallen und landet auf der Straße. In diesem und ähnlichen Fällen von Schuld zu sprechen, ist sinnlos. Obdachlosigkeit ist in Österreich kein Nebenprodukt der allgemeinen Verhältnisse, sondern ein Zustand der Psyche. Sie ist den Betroffenen schon längst geschehen, bevor sie faktisch eintritt. Die Verwüstungen der Kindheit komplettiert durch spätere Enteignisse haben die Kraft, den Lebenswillen zu vernichten. Kein System der Welt kann einen Menschen vor persönlichen Tragödien bewahren. Allerdings bedarf es aus der Sicht vernünftiger Gesellschaften sozialer Einrichtungen, um den Fall zu dämpfen und die andern, Gesunden, vor den Gefallenen zu schützen. Obdachlosigkeit ist in den reichen Ländern ein in der Lebensgeschichte des Einzelnen angesiedeltes Problem. Seine Lösung kann also nicht lediglich ökonomisch angegangen werden. Wir brauchen keine Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, wir brauchen Wunderheiler. Und diese Wunderheiler sollen wir selber sein.

III. Die große Befreiung in der Notschlafstelle

Klopfen, öffnen der Tür, ein lautes «Guten Morgen». Das bedeutet: Sieben Uhr früh, ich kann noch zwanzig Minuten im Denkschlafmodus bleiben, wach bin ich aus Gewohnheit schon seit einer halben Stunde. Anschließend gehe ich in den Aufenthaltsraum hinunter, in

dem es Tee und Brote zum Frühstück gibt. Die ganze Family ist schon da. Fast alle eine Dose Bier oder ein Glas Wein vor sich. Der englische Südafrikaner begrüßt mich so herzlich wie immer, alle grüßen, ich grüße alle, und los geht's. Der deutsche Pilger ist schon am Putzen. Ohne ihn wäre unser Haus hygienisch weniger romantisch. Die kleine Sy, auch aus Deutschland, sitzt still und trinkt Saft. Sie schreibt berührende Gedichte. Sie kam wegen einem Kerl, den sie über Internet kennen lernte, nach Wien. Nachdem er sie rausgeworfen hatte, wechselte sie ins Vinzi-Bett und versüßt uns seither die Abende. Ihr zartes dreiundzwanzigjährige Stimmchen kann eine gehörige Portion Ironie zum Ausdruck bringen, so dass sie alles andere als hilflos ist. Der Dichter erzählt ihr gerade, dass er gestern mit der Chefin in der Kleiderkammer war und die ihn aufgefordert hat, sich auszuziehen. Er erzählt diese Geschichte jeden Tag fünfhundert Mal und kommt sich unheimlich witzig dabei vor. Sy sagt darauf nur: «Offensichtlich hast du die Schuhe anbehalten, sonst hätte der Rauchmelder angeschlagen.» Alle lachen, da sie das Geruchsproblem des Dichters kennen. Acht Uhr: Jetzt müssen wir das Haus verlassen. Um achtzehn Uhr können wir es wieder betreten. Zehn Stunden. Oder ein Leben lang, wie man will. Als ich aus dem Haus gehe, warm in den Mantel eingepackt, kommt mir ein großartiger Gedanke: wozu eine Wohnung? Ein Schlafplatz, etwas Geld, eine Möglichkeit zu schreiben. Was brauche ich mehr? Wozu die Hälfte eines Durchschnittslohnes für eine Durchschnittswohnung zahlen, steigende Energiekosten mit steigendem Kraftaufwand bewältigen, um in einer kleinen Schachtel sitzen zu dürfen? Wozu als Diener leben, wenn ich doch mein Eigenes selber sein kann? Ich rede nicht von der großen Unabhängigkeit. Die gibt es nicht. Selbst der Milliardär ist abhängig von den

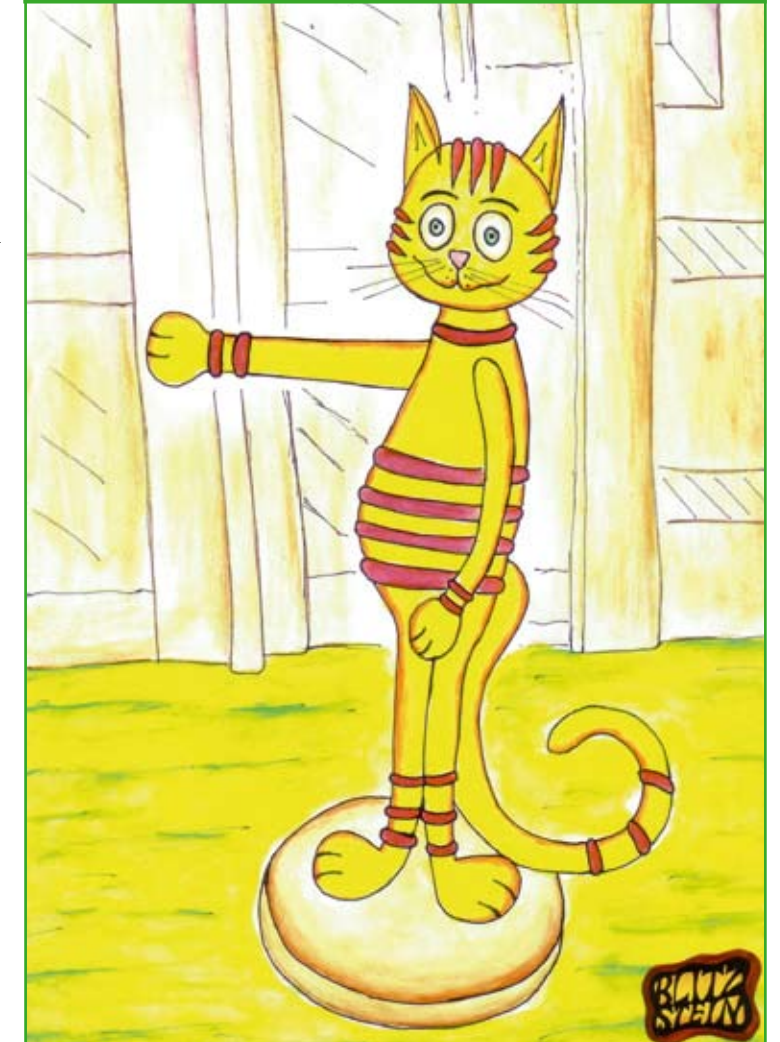
gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Entwicklungen, die er nicht steuern kann. Schon an der nächsten Ecke habe ich die Erleuchtung: Meine Situation ist kein Unfall. Ich bin nicht krank. Ich bin einfach kein Typ, der wohnt. Schon Buddha sagte, dass man nur frei ist, wenn man nirgendwo haftet. Keine Wohnhaft mehr. In diese Richtung denke ich weiter. Dabei tauchen dann einige Ungereimtheiten auf. Bedürfnisse, die sich wiederum nur mit einer Wohnung befriedigen lassen. Aber die Richtung stimmt. Mein Ziel hat sich also verändert. Nicht die kleine Gemeindegasse ist das Wahre. Nach zwei Stunden in der JOSI, wegen der Kälte, das Sittl sperrt erst um elf Uhr auf, würde ich alles für eine kleine Gemeindegasse geben.

Es bleibt aber Tatsache, dass in dieser so genannten Obdachlosigkeit auch ein Wink Richtung Freiheit existiert. Um frei zu sein, müsste ich lernen, in befriedigender Weise obdachlos zu sein. Aber wie wird man Zigeuner?

Alexander Schiessling

Dieser Text ist in einer längeren Fassung in der «Wienzeile» Nr. 57 erschienen.

TONIS BILDERLEBEN



AUGUSTIN

»Wir möchten nur von Ihnen abhängig sein!«

Spendenkonto: BAWAG 05 010 666 211

Zwei Männer bis zum Tod

Zwei Männer liebten eine Frau, die ihrerseits jeden der beiden Männer liebte. Sie wussten voneinander, waren einander jedoch nicht feind und wollten dieser Liebschaft wegen keinen Streit vom Zaun brechen. Die Frau versicherte den Männern voreinander, jeden gleichermaßen, jedoch bestimmt dafür, wer und was er war, zu lieben und in Ehre aufopferungsvoll mit ihm verbunden zu sein. Ebendies versprochen sie auch ihr und versicherten einander Freundschaft und wiegeglichenes liebes- und ehrenverbrieftes Anrecht auf ihrer beider Frau. Was sie fortan taten, das taten sie gemeinsam, und jedem war es recht und eine Freude, sein Glück mit den Anderen zu teilen. Beide vereinigten sich mit der Frau, und sie gebar ihnen einen Sohn, der keinem der beiden Väter als solcher zugeteilt werden konnte. Neun glückliche Jahre gingen ins Land, und neun weitere glückliche Jahre. Im achtzehnten Jahr wollte ihr Sohn wissen, welcher seiner beiden Väter sein leiblicher Vater war. Er trat mit seinem Wunsch an seine Eltern heran, wurde von ihnen jedoch mit der Begründung zurückgewiesen, dass das herauszufinden gegen ihre vor zwanzig Jahren geschlossene Übereinkunft der geteilten und gleichwertigen Liebe und Ehre verstieße. Die Unmöglichkeit, dem Wunsch seiner Eltern zuwiderhandeln zu können, zwang ihm weitere drei Jahre des

Wartens und der Ungewissheit auf. Nachdem das Thema in dieser Zeit niemals angesprochen worden war, fasste er sich nun, im Alter von einundzwanzig Jahren, erneut ein Herz und stellte ein weiteres Mal die Frage nach der Identität seines Vaters, und erneut wurde er, mit derselben Erklärung wie drei Jahre zuvor, zurückgewiesen. Unfähig, mit der Geteiltheit seiner Herkunft umgehen zu können, fasste er einen Entschluss: Wenn es nicht möglich war herauszufinden, welcher seiner Väter sein wahrer Vater war, dann wollte er sich wenigstens von der Qual, wählen zu müssen, befreien. So schnell ihm dieser Gedanke gekommen war, so schnell gelangte er zur Ausführung. Er wollte im Heimlichen eine Flasche vergifteten Sirups bereiten, aus der entweder der Eine oder der Andere trinken würde, ohne dass er sich für oder gegen einen seiner beiden Väter entscheiden müsste. Diese Entscheidung würden der Zufall und das Schicksal übernehmen. So bereitete er eine vergiftete Flasche Sirup und stellte sie dort ab, wo sie für jedermann sichtbar und zugänglich war. Nun zog er sich in sein Zimmer zurück und wartete. Diweil malte er sich aus, wie es sein würde, einen einzigen echten Vater sowie eine einzige echte Mutter zu haben und fortan freudvoll und leidvoll, aber allem voran ungeteilt, in familiärer Trinität leben zu können. Sein Denken wurde von

einem dumpfen Ton durchbrochen, vom Geräusch eines Aufschlags auf dem Boden. Zweifelsohne hatte das Gift seine Wirkung getan. Langsam verließ er sein Zimmer und folgte dem von ihm im Geiste gezeichneten Weg, den der Schall genommen haben musste, zurück, bis zu seinem Ausgang. Er senkte seinen Blick. Dort lag seine Mutter grotesk zusammengekrümmt und von allem vormaligen Leben verlassen auf dem Boden. Ein Glas stand auf dem Tisch und daneben die Flasche, welche nun dem falschen Menschen zur falschen Stunde attraktiv erschienen war. Der Sohn stand eine Zeit lang vor dem leblosen Körper seiner Mutter, dann nahm er das noch zur Hälfte gefüllte Glas und trank es bis auf den Boden aus. Anschließend kauerte er sich neben den Leichnam seiner Mutter, beugte sich über sie und küsste sie auf die Wangen. Noch im selben Atemzug umfing ihn Dunkelheit, und er sank neben ihr nieder. Kind und Mutter wurden am Abend desselben Tages von den beiden Vätern gefunden, die sich deren Vergiftung und Selbstmord nicht erklären konnten. Die Trauer um den Tod ihrer geliebten Frau und ihres geliebten Kindes band die beiden Männer nur noch stärker aneinander, und sie lebten weitere neun Jahre hindurch in allem, was sie waren, verbunden, bis zu ihrem Tod.

Christian Riedl

Zwei Welten

Hotel S.

In einem Wiener Großhotel wird für die reiche Klientel zur Hebung der Touristenquoten die «Schoko-Packung» angeboten. Sie wird den müden Nobelgästen empfohlen nach durchzechten Festen, wobei die warme Schokolade am besten wirkt nach einem Bade. Auf nackten Körper aufgetragen bewirkt sie reines Wohlbehagen und strafft natürlich das Gewebe, damit der Gast sich frisch erlebe.

Gruft

Ein Sandler der «Mariahilfer Gruft» durchsuchte in der rauen Luft zu seinem kargen Broterwerbe die prall gefüllten Abfallkörbe. Da fand er, wie von Gottes Gnade, ein Stückchen Nougatschokolade, und da er Schokolade mag, war heute für ihn Feiertag.

Herbert Doleschel

Reisen

Über Weiz
in die Schweiz,
mit einem Anorak
in die Camargue,
auf Knackwurst in Essig und Öl
nach Gföhl,
mit einem Bleistift
nach Neustift am Wald.

In den Jemen
irgendwas mitnehmen,
Dehnungsübungen
in Thübingen,
in einem Kondom
nach London,
als Chirurg
nach Salzburg,
im Zorn nach Dornbirn,

oder mit einem Stückerl Zwirn
im Hirn herumfahren
und wandern, wandern.

Mit Jesus Christus
nach Damaskus,
mit dem lieben Gott
oder der Elfriede Ott
in Graubünden
was anzünden,
Messer schleifen in Düsseldorf!

In Melk husten.
In Houston, Texas,
sich etwas
zu Herzen nehmen,
in Kirchstetten Zigaretten kaufen und:
rauchen, rauchen.

Für einen Ersatzteil
nach Rankweil pilgern,
in der Pilgramgasse völlig verzweifeln.
Krank in Mank im Geiste
mit der nackerten Erika
nach Amerika,
auch über Umwege!

Nach Dänemark
nicht unbedingt.
Norwegen, Schweden ...
... meinetwegen.
Burg Rappottenstein
auf jeden Fall anschauen.

Keine Kniebeugen in Ybbs!

Raoul Starka

DAS NACKTE LEBEN



Aus Mehmet Emirs Fotoserie für eine Boulevardzeitung der anderen Art

Von ForscherInnen gewaltfrei geschossen

Ich bin unschlüssig, wohin ich meine Schritte lenken soll. Manche Veranstaltungen muss ich aufgrund meiner Größe von 1,90 m leider ausschließen, denn viele Sitzplätze zwicken sehr unter den Achseln. Besser gesagt, sie verschaffen mir derartiges Unbehagen, dass sogar freier Eintritt noch zu teuer erscheint. Wohin also meine Schritte lenken?

Das Museum für Völkerkunde in der Neuen Burg erscheint mir viel versprechend und meinen Interessen durchaus angepasst. Aber natürlich hat auch dieses böse Museum wieder verschiedene Ausstellungen gleichzeitig, was mich zunächst ca. ein Weilchen lang verwirrt. Eine wäre «African Lace. Österreichische Stoffe für Nigeria» (bis 14. 2.). Wer weiß eigentlich, dass seit über fünfzig Jahren in Österreich Stoffe gefertigt werden, aus denen die nigerianische Festbekleidung genäht wird? Das finde ich schon deshalb interessant und spannend, weil bei der Herstellung dieser Stoffe vielleicht Leute arbeiten, die mit NigerianerInnen normal

nie etwas zu tun haben würden, aber durch ihre völkerverbindende Tätigkeit vielleicht doch ein bisschen mehr über dieses Land erfahren können. Hoffentlich, denn diese Ausstellung zeigt, dass Handel mehr als nur der Austausch von Waren ist. Apropos Handel. Ich muss dringend handeln und mir die «Unsichtbaren Welten» (bis 14. 2.) anschauen. Irgendwie seltsam, was bekomme ich da zu sehen? Überhaupt wenn es unsichtbar ist? Mein Freund Karl zeigt sich skeptisch und verwirrt. Ich zeige mich unerschrocken und bin dann entzückt über die Fotografien aus Lateinamerika und der Karibik. Ausschließlich von ForscherInnen gewaltfrei geschossen. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes unbeschreiblich. Also die Fotos. Die ForscherInnen kenne ich ja nicht.

Aber da war doch noch was? Ach ja, «Imperial Sightseeing» (endete am 9. 1.), eine Fotodokumentation über die Indienreise von Erzherzog Franz Ferdinand im Zuge seiner Weltreise 1892/93. Er hat sich auf dieser Reise eine enorme Souvenirsammlung

zugelegt. Natürlich hat er dabei auch einen Tiger erlegt, der übrigens inzwischen leider akut vom Aussterben bedroht ist. Hochrangige Adelige sind davon eher nicht betroffen. Aber ich schweife ab. Es gibt noch so viel zu sehen. Viel zu viel für einen ganzen Tag. Als da wären ganz schön viel Amerika, Mittel-, Süd- und Zentralamerika. Die Inseln und Asien an sich, Ozeanien und Australien, Afrika und wie gesagt, viel zu viel für einen Tag. Aber auf jeden Fall besser, als über schlechtes Wetter zu zetern und den Tag zechend in einer düsteren Spelunke zu verbringen. Dringend erwähnen muss ich auch, dass die Neue Burg komplett barrierefrei ist. Es gibt also keinerlei Probleme für RollstuhlfahrerInnen, sich sehr viel Völkerkunde anzusehen. Ich muss auf jeden Fall bald wieder dort hingehen, weil ich bei einem Mal praktisch nichts gesehen habe. Man könnte mich durchaus als orientierungslos und verwirrt bezeichnen. Aber das ist bei mir praktisch der Normalmodus.

Gottfried

Wunderlandsbericht Prag

Vita nova

Aufgebrochen auf eine lange Reise durch die Welt und mich selbst. Gelassen setze ich meinen Fuß und den Rest auf den Pflasterboden der Fremde.

Babylon kehrt ein in meinem Kopf, doch der Turm stürzt, er schüttet mein großes Haupt mitsamt allem Schutt in den Topf der brennenden Zungen, die mich kein Wort verstehen lassen.

Turmtürmchen fangen mir Wolken ein, wie sie auf dem verbrannten Gemäuer sitzen, die zwei Welten verbindet. Ich wage einen Schritt und werde genommen am Ärmel, der schließlich reißt und in das Nass des mächtigen Flusses unter mir segelt. Unbedacht zücke ich mein Schwert und kämpfe mich durch das Dornengebüsch vor mir und wechsle die Seiten, die Zeit, die Welt.

Plötzlich ist es still und mir wird neues Leben geschenkt, ich trete ein in das grüne Zimmer und werde von einem grellen Lichtblitz begrüßt. Blaue Kappen und moosgrüner Efeu brennen sich in mein Herz hinein und wollen keine einzige Sekunde verschwenden ...

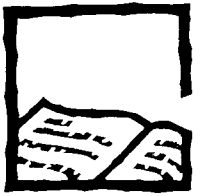
... ruhende Weiden,
vergangene Tänzer
im Schatten der grünen Augen
der Bäume.

Das Häuschen der zwei Brüder
umhüllt von schwarzen Ranken,
verschleiert die Köpfe der beiden,
die ich heute das erste Mal gesehen und
bald wieder verlassen muss.

Selbst hier treibt sich der Efeu voran,
bedeckend die Brüder liegt er da.

Der Brunnen erschöpft,
trocken und Heim der neuen Leben,
wirft letztendlich eine Träne schwarz,
als ich gezwungen bin zu gehen.

Mdme Gâteau



HÖMAL'S
LOSTAGE

Zweiundzwanzigster Neunter Nullacht Zerfetzte Überreste bunter Wunschballons

«Catch your dreams before they slip away», jaulte seinerzeit Mick Jagger im Song «Ruby Tuesday». Der unverwüstliche Boss dieser noch immer rollenden Popsteine sieht Träume offensichtlich wie ich, der sich dabei vorstellt, wie ein übermütig herumspringendes Kind seinen Luftballon plötzlich loslässt und das ätherische Gebilde verschwindet für immer in den Lüften. Wenn der Volksmund Träume als Schäume bezeichnet, beleidigt er die Vision von Neuem, weil er dieses mit Illusionen verwechselt. Freilich ist es verdammt schwer, Scheinschwangerschaften im Gehirn von echten Zukunftsembryos zu unterscheiden, die ja unbedingt das Licht der Welt erblicken und heranwachsen müssen, damit diese nicht endgültig in der Nacht von Dummheit und Gewalt versinkt. Weil ich aber jetzt beim treffenden Bild von der Entwicklung eines Menschen angelangt bin, so ist es doch eine Tatsache, dass auch Wunschkinde niemals den herrlichen Vorstellungen ihrer Eltern entsprechen können.

Mit ihren Defekten und Anfälligkeiten geboren, sind sie total auf die hingebungsvolle Fürsorge von Vater und Mutter angewiesen, und die hat auch ihre Grenzen. Noch dazu ist das hilflose, nackte Kleine von vielen Krankheiten bedroht, und wenn es beginnt, auf seinen flinken Beinchen die Umgebung zu erforschen, tappt es in viele Gefahren hinein, die es noch nicht einschätzen kann. Traumata und Behinderungen sind dann oft die bleibenden Folgen, manchmal enden diese Abenteuer auch tödlich. Wenn ich nun endlich zu meiner lange sehr schäbigen Existenz als lebenslanger Tagträumer komme, weil meinem Dasein die entsprechenden inneren und äußeren Rahmenbedingungen fehlten, so ist mein Weg von den zerfetzten Überresten bunter Wunschballons übersät, die oft mit einem lauten Knall zerplatzten.

Erst in den späteren Lebensjahren griff der Barmherzige in mein erbärmliches Schicksal ein, als ich im gesegneten Fünfundneunzigerjahr laut zu ihm um Hilfe schrie, da ich vor einem verschlingenden, schwarzen Abgrund stand. Durch ihr praktisch überzeugendes Leben haben mir ernsthafte, christliche Freunde bewiesen, dass Rettungsgebete das Eingreifen des Heiligen Geistes bewirken, der mir mittels Eingebung zeigte, wie ich aus dem lebensgefährlichen Sumpf herauskomme. Sie selbst erzählten mir ja auch von einem Wendepunkt in ihrem Leben, der mit einem Hilferuf an Gott zu einer radikalen Umkehr von ihrem Weg in den Untergang führte.

Bei mir war das nicht so hundertprozentig, aber ich begann in diesem Jahr eine bis heute erfolgreiche Therapie zur Befreiung von meiner Alkoholsucht. Und weil der Menschenvater, und das ist biblisch, auch um

unser irdisches Wohlergehen besorgt ist, ließ er mich fast zur gleichen Zeit beim Augustin einsteigen, damit ich wenigstens noch in Ansätzen mein Talent zum Schreiben und Singen entwickeln kann, meiner Eitelkeit genauso zuliebe wie auch der Erweiterung des Horizonts neugieriger Mitmenschen. Aber wer da glaubt, dass die Verwirklichung schöner Träume so bequem ist wie eine Parkwanderung bei Schönwetter, der irrt gewaltig! Nein, das ist wie eine Bergwanderung, wo man den inneren Schweinehund genauso besiegen muss, wie plötzlichen Wetterumschwüngen zu trotzen ist. So geht es zwar aufwärts, aber mühsam und Stück für Stück.

Nassgeschissenes Regenwetter – ein Horror für Brillenträger

Apropos Höhen und Tiefen sowie Wetterlaunen, da komme ich endlich mit einem aktuellen Tagesplan. Heute Abend findet wieder ein Fußballtraining statt, an dem ich seit einiger Zeit wegen der Grundkondition teilnehme, und blöd wäre ich, das kostenlose Angebot des Augustin einfach auszuschlagen, obwohl ich eher ein Antikicker bin. Abgesehen vom sportlichen Effekt kommt noch der einer Resozialisierung dazu, welcher für eine lang kaputte und einzelgängerische Figur wie mich urwichtig ist. Leider herrscht seit Tagen nassgeschissenes Regenwetter, für mich Brillenträger der reinste Horror. Aber unser willensstarker und rauher Trainer mit dem großen, weichen Herzen sagt immer, abgesagt wird erst am Platz, also dann. Wie alle realisierten Träume bleiben auch Schwarzweiß Augustin nicht tragische Tiefen nach triumphalen Höhen erspart. Seitdem nämlich innerhalb von zwei Monaten im Vorjahr unser Supergoalie und dann ein schwarzer Kraftkicker auf demselben Platz tot umfielen, sind die starken Afrikaner weg, und von uns Weißen ist auch nur ein Häuflein letzter Getreuer übriggeblieben. Aber wir alle glauben, dass es irgendwann wieder bergauf geht, besonders hoffen wir auf Nachwuchs aus den eigenen Reihen und von Freunden des fantastisch herangewachsenen Gesamtkunstwerks. Für mich kommt noch hinzu, dass ich mich als Christ dazu verpflichtet fühle, dort verlässlich und möglichst beispielhaft dazubleiben, wo ich mich gebraucht und gewollt erlebe.

So trage ich in bescheidenem Ausmaß gewiss dazu bei, dass gute und gesunde Träume im augustinischen Milieu mit seinen eigenwilligen und oft schwierigen Persönlichkeiten stärker werden als die giftigen Süchte und Seelenwunden, welche man vergeblich verdrängt.

Hömal

Hömals intime Tagebuchnotizen, chronologisch «geordnet» nach dem Zufallsprinzip – durch Losentscheid

Grolls Gefängnistagebuch VII

Was bisher geschah: Groll war von der Polizei angehalten worden, als er im alkoholisierten Zustand seinen Wagen vom Heurigen nach Hause lenkte. In der folgenden Szene, die vor dem Floridsdorfer Bezirksgefängnis in der Gerichtsgasse spielt, berichtet er dem Dozenten vom Verlust des Führerscheins.

«**D**ass Sie jetzt noch hundert Tage ohne Auto vor sich haben, stimmt mich nicht froh. Schade, dass ich keinen Führerschein habe, sonst könnte ich Sie fahren», sagte der Dozent, als er zu Groll zurückkehrte. «Wie werden Sie denn jetzt zu Ihrer Frau in Kärnten kommen?»

«Gar nicht», sagte Groll. «Mit dem Zug kann ich nicht fahren, weil die Waggons nicht für Rollstuhlfahrer gebaut sind und auf der Südbahn grundsätzlich Waggons der Holzklasse eingesetzt werden. Da die Zeiten des Liebesspendelns mit dem Wagen vorbei sind, gehe ich davon aus, dass meine Frau sich scheiden lassen wird.»

Er könne doch für die Zeit der Immobilität zu seiner Frau nach Kärnten gehen, schlug



Am Ende wurde der Rebell doch erlegt

der Dozent vor. Dann werde sich seine Frau erst recht von ihm scheiden lassen, erwiderte Groll, niemand ertrage ihn hundert Tage am Stück. Dieses Mal wollte der Dozent seinem Freund nicht widersprechen. Er wollte ihn aber aufmuntern, und als Soziologe tat er dies mit einer kriminalsoziologischen Geschichte, der Geschichte vom Räuberhauptmann Grasel.

«Viele Jahre lang war der von den Reichen gefürchtete und von den Armen geliebte Räuberhauptmann der heimliche Herrscher des Wald- und Mühlviertels. Seine Überfälle waren ebenso legendär wie seine tollkühnen Fluchten. Sein Ruhm drang weit über Horn und Krems hinaus, in Linz hatten sich gleich drei Grasel-Klubs gegründet, deren Mitglieder sich regelmäßig zur Feier seiner neuesten Heldentaten trafen. Mit Hilfe der Bevölkerung entkam der vor den napoleonischen Kriegen desertierte Soldat Grasel immer wieder den Nachstellungen der Polizei, die sich wachsender Kritik von Seiten des Kaiserhauses ausgesetzt sah. Auf Grasels Ergreifung wurden hohe Summen ausgelobt, Hundertschaften von berittenen Polizisten jagten ihn durch Wald und Flur, was Grasel aber nicht hinderte, seinen Geliebten regelmäßige nächtliche Besuche abzustatten. In Mörtersdorf bei Horn wohnte eine seiner Favoritinnen, eine Weißnäherin namens Olga, und in Mörtersdorf wurde er im Winter 1815 schließlich doch gefasst und Wochen später auf dem Glacis vor Wien fusiliert.

Wissen Sie, was Grasel zum Verhängnis geworden war? Der Alkohol! Er war unfähig, sich bei seiner Festnahme zu wehren, so betrunken war er.»

«Mehr als einkommaachtundzwanzig Promille?» fragte Groll.

Es seien mindestens einkommafünf gewesen, meinte der Dozent.

«Was für ein großartiger Liebhaber», sagte Groll.

Er hätte seine Tätigkeit noch lange Jahre ausüben können, hätte noch so manche Umverteilung ins Werk setzen können, aber der Wein habe seine glänzende Karriere zerstört, beharrte der Dozent.

«Nicht der Wein, sondern die Kugeln des Pelotons haben Grasel zur Strecke gebracht», sagte Groll, der verstanden hatte, worauf der Dozent hinauswollte – auf eine moralische Belehrung. Also erzählte auch Groll eine Geschichte aus Mörtersdorf. In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sei ein betrunkenen Spitzenfunktionär des Bauernbunds mit seinem BMW in eine Gruppe von

N^o 157WIENER
AUSFAHRTEN

Schulkindern gerast, die in der Ortsmitte von Mörtersdorf bei einer Bushaltestelle standen. Vier Kinder waren auf der Stelle tot, eines starb im Krankenhaus, eines überlebte, blieb aber schwerst behindert. Noch heute erinnere eine Gedenktafel an das Unglück.

«Der Bauernbündler erhielt zwei Monate nach dem Vorfall ein Strafmandat, erhob Einspruch, blieb fortan von der Justiz unbehelligt und machte weiter Karriere in der ÖVP.»

«Da sehen Sie, was der Alkohol anrichtet!» rief der Dozent.

Nicht der Alkohol, der BMW habe die Kinder getötet, erwiderte Groll. Für Autos dieses Kalibers sei ein Waffenschein angebracht. Ganz in Gegensatz zu seinen Autos, allesamt klapprige Kleinwagen, in denen man sich auf den Autobahnen langweilte und froh war, wenn man nicht liegenblieb, es seien gemütliche kleine Rostlauben mit allen Mucken der Autowelt gewesen, aber sie hätten ihn durch die Lande geschaukelt.

«Ich bin auch damals schon gern mit dem Auto gefahren, aber ich wusste nicht, dass der fahrbare Untersatz einmal lebenswichtig für mich sein würde. Seit fünfunddreißig Jahren bin ich nun schon Automobilist, durchmaß seinerzeit die alte Welt des Sozialismus und rollte bis vor kurzem durch die neue Welt des runderneuernten Kapitalismus. Ich bestaunte Stahlwerke in der DDR, Werften in Polen, Fischrestaurants an der Theiß und Spinnereien in Mohács, ich sah das Geburtshaus Leonardos im toskanischen Vinci und den Alterssitz Giovanni Boccaccios in Certaldo; ich besuchte die KZ-Gedenkstätten von Majdanek und Buchenwald, ich erkundete den saronischen Golf und querte den Kanal von Korinth, erklimmte den Olympos auf Zypern, den Monte San Michele am Isonzo und den Moldaublick beim Stift Schlägl, ich schlingerte durch die masurische Seenlandschaft und die große ungarische Tiefebene, ich kurvte durch die engen Straßen von Krakau, Abbazia und Genua – all das mit kleinen, wendigen Automobilen, oft auf entlegenen Wegen und manchmal auf verstaubten Pfaden, und so eröffnete sich mir eine Sphäre, die mir ansonsten verschlossen geblieben wäre. Und nun ist alles aus. Keine Ausfahrten mehr in die weite Welt, dafür Stillstand und Verfall in Floridsdorf. Mir bleibt nur, an der Brünner Straße zu stehen und den Transitverkehr zu beneiden.»

Erwin Riess

In der letzten Folge: Die Polizei schreitet ein.

Religion sei zu wenig sexy

8. 12.

Großkampftag in den diversen Einkaufszentren. Eigentlich aber der christliche Feiertag namens Maria Empfängnis. Der wurde schon vor etlichen Jahren dem Gott des Mammons geopfert. Heuer muss natürlich die allüberall beklagte Krise bekämpft werden, und das geht ausschließlich durch exzessives Einkaufen = Shoppen (für die, die nicht mehr wissen, wie shoppen auf Deutsch heißt). Ich halte mich da raus und bin im Schloss Neugebäude beim Adventmarkt. Das «Haus Henriette» hat dort einen Stand, bei dem die Menschen selbstgebastelte Dinge erwerben können.

10. 12.

Immer wieder höre ich bei uns und in Deutschland ein großes Lauthalsen und Wehklagen, ob der schlechten Ergebnisse der SchülerInnen beim PISA-Test. Bei diesen Tests schneiden die SchülerInnen aus dem österreichischen Sprachraum immer schlechter ab. Wen wundert das denn ernsthaft, wenn er/sie sich vor Augen hält, dass in den vielen privaten Medien nicht mehr sinnerfassend Deutsch gesprochen wird, sondern z. B. ein gewisser Dieter Bohlen seine Opfer, die «Stars» werden wollen, unflätig und grammatikalisch bedenklich von der Bühne stammelt? Eine Redewendung kommt in letzter Zeit leider immer öfter und völlig unpassend, weil missverständlich, zum Einsatz: «Am Anfang habe ich nicht so viel Gas gegeben, aber wichtig ist ja, was hinten rauskommt!» – Jo a Schaß! Ich bin umgehend für eine radikale Grammatikreform und das Ausmisten von sinnentleerten Phrasen!!! Eine Bank zeigt in ihrem Werbespot ganz deutlich, dass sie gerne nur «dumme» KundInnen hätte, denn sie wirbt «mit V, wie Flügel». Wo soll das noch hinführen?

Noch immer 10. 12.

Da fällt mir gerade ein, dass gewisse Politiker (z. B. der Pröll aus NÖ) über die PISA-Ergebnisse froh sein sollten. Wenn nämlich ausnahmslos alle SchülerInnen sinnerfassend lesen und schreiben könnten, wer sollte dann in Niederösterreich noch ÖVP wählen?!

15. 12.

Der Sohn meines Stammcafétiers arbeitet in einem Einkaufsstempel. Mir erscheint er in letzter Zeit ein wenig schreckhaft. Denn immer, wenn er in freier Wildbahn ein Weihnachtslied hört, verändert sich sein Antlitz. Ich könnte behaupten, dass es sich zu einer irren Fratze wandelt. Dabei ist erst in 2 Wochen Weihnachten. Aber er wird schon seit 4 (!) Wochen weihnachtlich beschallt. Der Ärmste! Er erhält im Dezember keinen Lohn, sondern Schmerzensgeld.

20. 12.

Wie wir alle wissen, wird Sex immer wichtiger. Heute habe ich von der Mitarbeiterin eines kleinen

Privatsenders gehört, dass bei sinkenden Einschaltquoten die Rocklänge in die Höhe geht. Na meinetwegen, nur leider bin ich jemand, der vorwiegend auf geistige Inhalte achtet. Zu viel nacktes Fleisch kann auch zum Abstumpfen führen. Aber eine Aussage der Gnädigsten war auch nicht schlecht. Sie meinte, dass Religion zu wenig sexy sei??? Bedeutet das jetzt, dass Klosterschwestern in Zukunft Miniröcke und Strapse tragen sollten? Leider kassieren manche Damen geistige Mängel durch sexy Kleidung.

22. 12.

Ich sehe in einem amerikanischen Film eine Familie, die vor dem Essen ein Tischgebet verrichtet. Dazu hat mein Freund Karl natürlich sofort eine passende Geschichte auf Lager. Er meint, dass bei ihm daheim immer nur dann ein Tischgebet verrichtet wurde, wenn es selbstgesammelte Schwammerl gab. Na sehr lustig! Aber da er immer noch lebt, dürfte das Gebet geholfen haben. Aber das soll jede(r) halten, wie er/sie mag.

24. 12.

Ich feiere mit einem körperlich benachteiligten Nachbarn. Ich höre kein einziges Mal «Stille Nacht, heilige Nacht». Ich bin froh, dass ich keine Familie habe. Dann bin ich wieder traurig, dass ich keine Familie habe. Ich weiß nicht, wie es mir wirklich geht. Wenn ich Lust dazu habe, muss ich dringend ein ernstes Wort mit mir reden!

25. 12.

Eigentlich schade. Vor Weihnachten so viel Schnee und jetzt nur arschkalt! Ich muss mich wieder mehr um das Wetter kümmern!

31. 12.

Ich feiere wieder mit Willi, meinem behinderten Nachbarn. Es dauert nicht lange, um 2 Uhr früh bahre ich mich auf. Kein einziger Knallkörper wurde von mir verschossen. Mein Wunsch wäre, dass mehr Leute auf diesen durchaus gefährlichen Brauch in Zukunft verzichten würden.

1. 1.

«ARBK/&Ö:§» meint Maudi und begrüßt hiermit das neue Jahr. Na ja, wenn sie meint.

2. 1.

Ich mache mir Gedanken über das vorjährige, europäische Jahr der Armut. Falls sie nichts zum Thema Armutsbekämpfung mitbekommen haben sollten, dann geht es Ihnen wie mir. Gut, bei uns gibt es jetzt die Mindestsicherung, aber noch immer bekommen sie längst nicht alle, die darauf Anspruch hätten. Die Kinderarmut steigt langsam, aber stetig an und die Charakterfreiheit der Entscheidungsträger ebenfalls. Das kann ja ein lustiges Jahr werden!

Gottfried

TAGEBUCH
EINES
AUGUSTIN-
VERKÄUFERS

Ich bin froh, dass ich keine Familie habe. Dann bin ich wieder traurig, dass ich keine Familie habe. Ich weiß nicht, wie es mir wirklich geht.

Ulysses

NACH DEM ROMAN VON JAMES JOYCE
GEZEICHNET VON MAGDALENA STEINER '09



SCHICK IHNEN KÜHLE BRUNSTZEIT, JUPITER JA-AH,
 BETURTELT SIE NUR. EVA. NACKTE WEIZENÄUCHIGE
 SUNDE. EINE SCHLANGE UMWINDET SIE, GIFTZAHN
 IN IHREM KUB.

GEHIRN

LITERATUR

EIN VATER, SAGTE STEPHEN, GEGEN
 HOFFENUNGSLOSIGKEIT, ANKÄMPFEND,
 IST EIN NOTWENDIGES ÜBEL.... DIE LÜSTERNE KÖNIGIN SEI SEINE
 SIEBZIG JAHRE ALTE MUTTER. NEIN. DER LEICHNAM VON JOHN
 SHAKESPEARE WANDERT NICHT DES NACHTS. VON STUND' ZU
 STUNDE FAULT ER MEHR UND MEHR. ER RUHT, DER VATERSCHAFT
 ENTKLEIDET, DEN MYSTISCHEN ZUSTAND HAT ER SEINEM SOHN
 ÜBERMACHT, BOCCACCIO CALANDRINO WAR DER ERSTE UND LETZTE
 MANN, DER SICH SCHWANGER FÜHLTE. VATERSCHAFT, IM SINNE DER
 BEWUSSTEN ZEUGUNG, IST DEM MENSCHEN UNBEKANNT. SIE IST EIN
 MYSTISCHER ZUSTAND, EINE APOSTOLISCHE NACHFOLGE, VON
 EINZIG ERZEUGER ZU EINZIG GEZEUGTEM. AUF DIESES MYSTERIUM
 UND NICHT AUF DIE MADONNA, DIE DER GERISSENE
 ITALIENISCHE INTELEKT DEM PÖBEL EUROPAS HINWÄRTS
 IST DIE KIRCHE GEGRÜNDET UND UNVERRÜCKBAR GE-
 GRÜNDET, WEIL GEGRÜNDET, WIE DIE WELT, MAKRO- UND
 MIKROKOSMOS, AUF DIE LEERE. AUF UNGEWISSHEIT, UNWAHRSCHEINLICH-
 KEIT. AMOR MATRIS, SUBJEKTIVER UND OBJEKTIVER GENETIV, IST
 VIELLEICHT DAS EINZIGE WAHRE IM LEBEN. (SCYLLA + CHARYBDIS)



MADONNA